

A 985 I

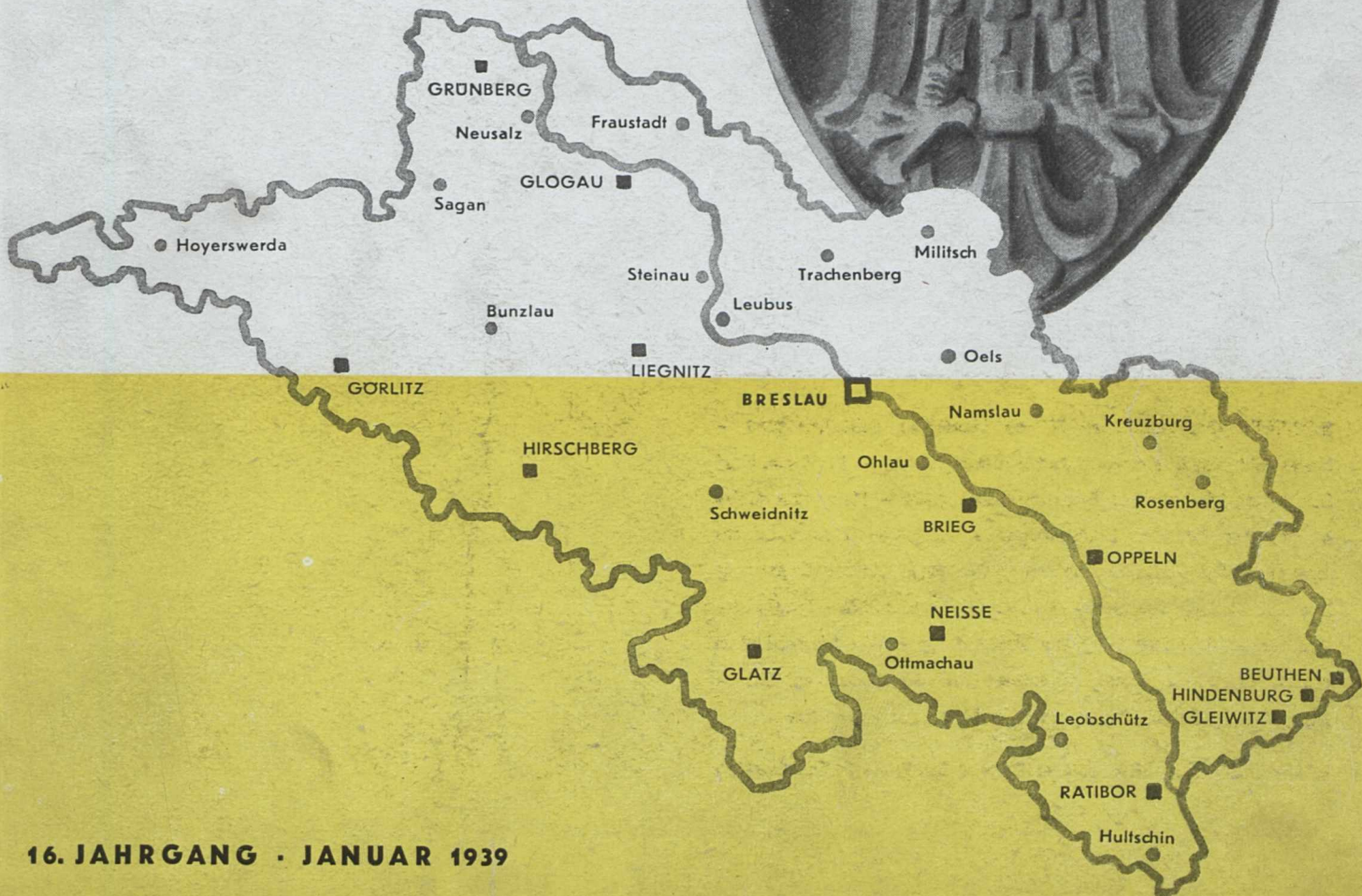
~~AM~~



614

Schlesische Monatshefte

Bundesarchiv
Tobias Hiller



INHALT: Gauamtsleiter Alfred Hartlieb: Schlesien 1939 -
Hans Christoph Kaergel: Leute vom Walde - Prof. Dr. Karl
Schneider, Hoheneibe: Braunau-Königgrätz - Hermann Geb-
hardt: Der seltsame Bußprediger - Angelika Tschanter: Im
Januar - Dr. Manfred Schubert: Die schöpferische Begabung
des schlesischen Stammes - Dr. Alfred Bönsch: Alfa - Zumpeln -
Dr. Alfred Mai: Der Weg zur Vollendung - Wie schreibt man
ein Hörspiel? - Ernst Schenke: Der Birnbaum erzählt -
Hans-Georg Rehm: Ein verwehtes Lied ...! - Berichte

Wissenschaftlicher Mitarbeiter: Dozent Dr. Ernst Birke, Breslau



SCHLESISIEN 1939

Das Jahr 1938 hat dem Reich über 10 Millionen Südostdeutsche wiedergegeben. Das Gesicht der deutschen Ostfront ist dadurch entscheidend verändert worden. Zwei starke Volkspfeiler, der schlesische und österreichische, stehen fest im Gefüge des Reiches verankert nachbarlich nebeneinander, um in Ostmitteleuropa für die deutschen Aufgaben zu wirken und feinen Frieden durch eine gerechte Ordnung zu sichern.

Unter den befreiten Sudetendeutschen befinden sich auch rund anderthalb Millionen Schlesier. Sie sind mit den Stammesgenossen im bisherigen Reich verwandtschaftlich verbunden und mit ihnen durch zahlreiche Überlieferungen verbunden. Zwischen der gegenseitigen Neigung, diese Gemeinsamkeiten zu pflegen, wird nun keine Staatsgrenze mehr stehen. Ungehindert wird man zueinander kommen und die Schatten der Vergangenheit austilgen können. Preußisch- und Österreich-Schlesien sind zu

Begriffen der Vergangenheit geworden, über ihnen erhebt sich, nord- und südschlesische Besonderheiten in reizvoller Fülle in sich zu einem kräftigen Ganzen vereinigend, das im Dritten Reich vereinigte Stammestum zu neuen Aufgaben für das Gesamtvolk. Zahlreiche Verkehrsverbindungen, Straßen und Bahnen werden nach dem Willen des Führers die ehemaligen Grenzen überbrücken, um die befreiten Gebiete fest an das Altreich zu klammern. Zu ihnen werden allmählich die Fernwege und der Oder-Donau-Kanal treten, die Schlesiens alten Beziehungen zu dem europäischen Südosten neues Leben geben sollen. Breslau mit seinen stolzen Überlieferungen rückt damit wieder an eine der großen Schlagadern des deutschen Lebensraumes heran. Die Ab schnürung Schlesiens von dem ostmitteleuropäischen Vorfeld, so wie sie die harten Folgen der Diktate von 1919 für alle Ewigkeit zu besiegeln schien, hat dieser Stadt den Lebensmut nicht brechen können. Abgelegen von den Mittelpunkten und dem lebendigen Verkehr Mittel- und Westdeutschlands und vielfach allein auf sich gestellt, hat sie, gegen zahllose Widerstände ankämpfend, unermüdlich verflucht, das Tor nach dem weiteren Osten zur kulturellen und wirtschaftlichen Zusammenarbeit aufzu stoßen. Die Breslauer Südoftmesse, Veranstaltungen der Universität und zahlreiche andere Einrichtungen haben im Rahmen dieser Bestrebungen schon einen guten Klang. Jetzt scheint ihm eine weitere Erfüllung zu winken. Die große Handelsstadt sieht nach Süden und Westen hin den ganzen Stammesraum im Reich vereint, auch die Zollgrenzen sind hier bis an die Volksgrenzen hinausgerückt, zahllose Verbindungen zu dem alten natürlichen Mittelpunkt des Handels erwachen plötzlich zu neuem und verheißungsvollem Leben.

Die schlesische Provinz selbst ist in diesem Jahre auch formell wieder zu der alten Einheit zusammengefügt worden. Außerdem wurden zwei kleinere Gebiete unmittelbar mit ihr vereinigt: im Süden das Hultschiner, im Norden das Fraustädter Ländchen.

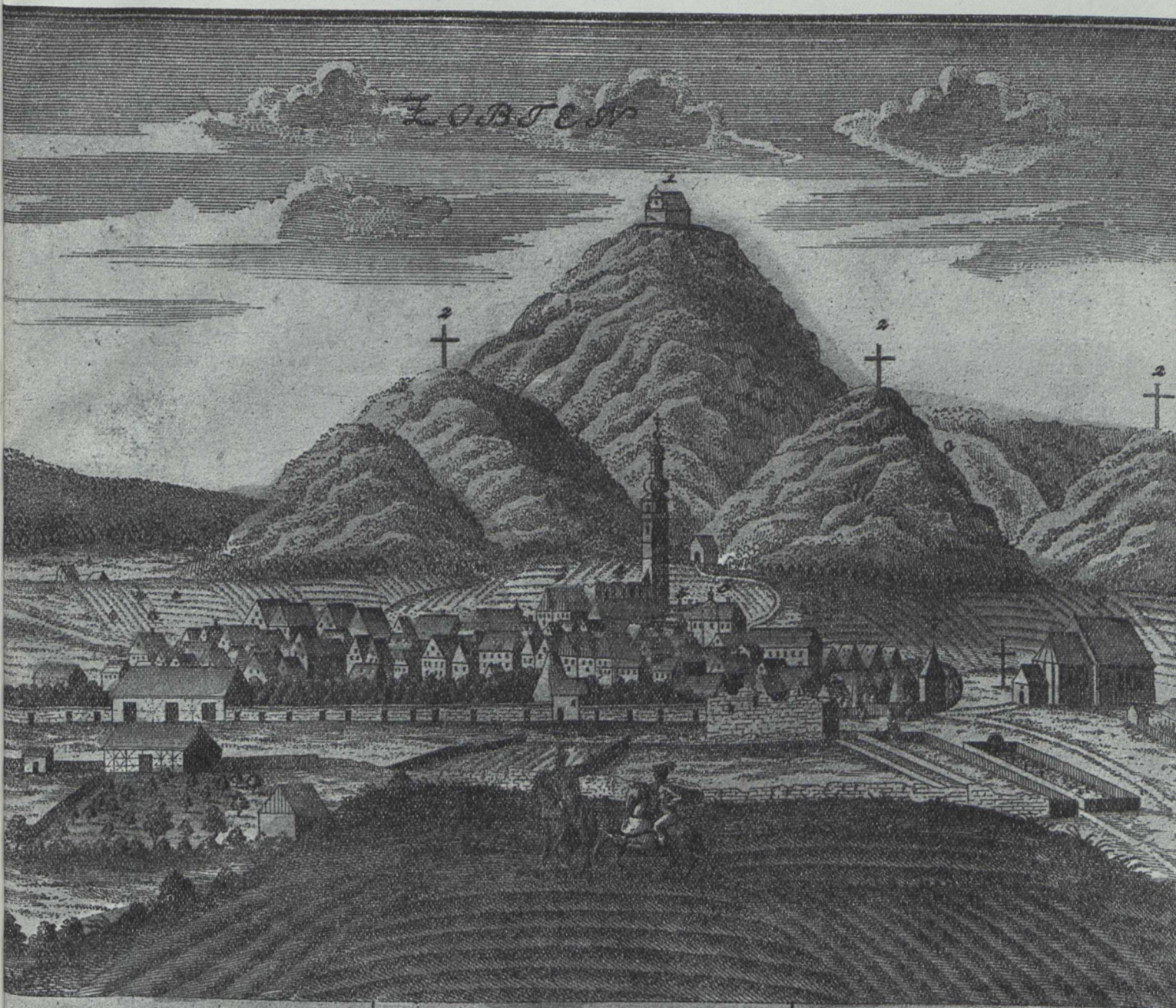
Auch der beinahe zwanzigjährige erbitterte Selbstbehauptungskampf der tapferen Hultschiner Bevölkerung hat damit sein glückliches Ende gefunden. Er ist das schönste Zeugnis für die unwandelbare Treue der deutschführenden mehrsprachigen ober-schlesischen Menschen. Gerade weil man sie angeblich wegen ihrer mährischen Hausmundart vom Reich losgerissen hatte, haben sie sich entschieden dem Gebrauch der deutschen Sprache zugewandt, so daß der von außen herangetragene Druck auch die sprachliche Eindeutschung trotz der fremden Herrschaft nur befördert hat. Mit diesem leuchtenden Beispiel werden auch die von anderer Seite immer wieder an das Vorhandensein mehrsprachiger Oberschlesier geknüpften nationalpolitischen Hoffnungen schlagend widerlegt. Mit der Ausnahme einer verschwindend kleinen polnischen Minderheit ist Oberschlesien deutsch - daran läßt sich nicht rütteln.

Im Norden ist der Restkreis Fraustadt in den Verband der schlesischen Provinz zurückgekehrt. Im Mittelalter war er an Polen gefallen, ohne daß in der Bevölkerung die Erinnerung an die ursprüngliche schlesische Zugehörigkeit je erstorben wäre. Spätere Zuwanderungen haben das schlesische Stammestum in diesen pofenschen Südgebieten bedeutend verstärkt. Durch die Bestimmungen von Versailles wurde der Kreis Fraustadt zerrissen, sein Nordteil fiel an den neu errichteten polnischen Staat, der Süden wurde mit den übrigen westlich des Weichselkorridors liegenden Resten der verlorenen Provinzen zur »Grenzmark Posen-Westpreußen« vereinigt. Ihre Auflösung hat nunmehr das Fraustädter Ländchen mit einer Reihe von Gemeinden des Kreises Bomst an die Provinz zurückgebracht.

Die unmittelbare Verantwortung der Provinz ist damit wieder um ein Stück erhöht worden. Der neue Zuwachs liegt weit von den großen Mittelpunkten Ostdeutschlands entfernt, die Folgen der Grenzziehung sind noch immer fühlbar, er bedarf darum doppelter Fürsorge, die auch von den schlesischen Zentralstellen schon kräftig eingeleitet worden ist. Für die allgemeine schlesische Kulturarbeit ist dabei Fraustadt bedeutsam auch wegen der alten Zusammenhänge, in denen es zu den stammeschlesischen Gebieten Südpolens steht. Die reine Kulturarbeit kann sich durch politische Grenzen nicht einschränken lassen. Der Zweig des Volkes, den sie nicht erfaßt, müßte verdorren. Und ebenso wie der Weltbund der Polen und die entsprechenden Organisationen der Tschechen usw. sich darum bemühen, besteht auch für uns die Verpflichtung, unser Gesamtvolk zu einem lebensvollen Ganzen zu entwickeln, unbeschadet der politischen Grenzen und der staatspolitischen Verbindlichkeiten jeder volksdeutschen Gruppe.

Im Rahmen dieser großen gesamtdeutschen Verpflichtung sind Schlesien nach beiden Seiten hin durch seine Lage recht bedeutsame Aufgaben zugewiesen. Es kann sie neben seinen zahlreichen anderen natürlich nur erfüllen, wenn es sich der Anteilnahme und Hilfe Binnendeutschlands sicher weiß. Hier stellen die aus der unmittelbaren Heimat ausgewanderten Schlesier die naturgegebenen Vermittler. Soweit sie in den Verbänden heimat treuer Schlesier zusammengefaßt sind, werden sie nunmehr über die Schlesischen Monatshefte in ständiger Verbindung mit den Kräften der Heimat stehen, die sich der vielfachen volkspolitischen Aufgaben vollbewußt sind. Gesamtschlesien - das bedeutet nicht nur das ganze geschlossene Stammland über alle vergangenen und bestehenden Grenzen hinweg, sondern der Begriff bezeichnet auch die Gesamtheit der wirklich heimat treuen Schlesier, mögen sie nun in der Heimat schaffen, im übrigen deutschen Vaterland oder im näheren oder im ferneren Ausland. Ihnen allen obliegt die Pflicht des Zusammenhalts und der Treue zu dem Boden, dem sie entstammen und dem sie im Rahmen des Gesamtaufbaus unseres Reiches zu dienen haben.

Alfred Hartlieb



Der Löbtenberg oder so ge-
 äute Schlesische Wetter Flaku
 Die Engelsbergo VI, 6

3. Das Soldaten od. Ordia. Hauß
 4. Abgebrante Stadt Pfarr Kirche
 5. Probstoy der Canonic. Regul.

6. Die Cantzley
 7. Das Schweidnitzer Thor
 8. S. Anna Kirchen

LEUTE VOM WALDE

VON HANS CHRISTOPH KAERGEL

Es sieht heut nicht gut aus. Die Luft schmeckt nach Schnee. Vater Lorenz bleibt länger, als es sonst seine Gewohnheit ist, vor dem Haufe stehen und sucht den Himmel ab. Weit kann er nicht blicken. Der Kamm der Berge ist vom Nebel ausgelöscht. Der Wald steht unbarmherzig schwarz am Dorfeingang. Die Dächer glänzen wie nach einem langen Regen. Da tritt sein Sohn hinzu. Er will es nicht glauben, daß es heute noch Schnee geben wird. Die Berge brauen die Wetter nach ihren eigenen Gesetzen. Die Menschen, auch wenn sie noch so klug sind, können das Geheimnis nicht ergründen. Sie können es nur erfüllen - wie die Bäume und Tiere im Walde. Der »Junge« wird das auch schon noch lernen müssen. Vater Julius Lorenz sagt immer noch »der Junge« zu ihm, obwohl der Amand bald an die Dreißig heran ist und von Tag zu Tag ihm die Führung von Pferd und Wagen und alle schwere Handtierung mehr und mehr aus der Hand nimmt. Wenn er im Frühjahr sich Menzels Marie ins Haus nehmen wird, ist es vor aller Welt offenbar, daß Julius Lorenz der Alte ist, mit dem man behutsamer umgehen muß.

Aber das soll der Junge nicht merken, darum ist Julius Lorenz alle Tage mit aufgefahren und hat sich noch mit den nassen Hölzern geschleppt. - Aber heut schmeckt ihm die Luft nicht. Der Nebel wird mehlig und friert gar auf der Zunge. Man sieht ihn in langen Rauchschwaden über das Dorf herniederfallen. Es liegt ihm schwer in den Knochen. Aber er kann es dem Jungen nicht austreiten. Der sieht nicht hinter die Wolken, er sieht nur die Stunde, und die gibt ihm recht. Der Warmbrunner Baumeister braucht das Holz, sie haben es ihm fest versprochen. Da darf kein Tag ausfallen. Was kann ihnen auch zustoßen? Wenn droben das Wetter umwirft, spannen sie aus und geben es auf. Sie kennen ja jeden Schleifweg, jeden Baum und hocken nicht bis zur Nacht im Walde. Aber Julius Lorenz will nicht nachgeben. In dem Jungen geht der Großvater wieder um, der hier im Walde lebte und starb. Der mußte auch alle Tage in seinen Wald gehen. Von ihm kam das Wort, das dem Jungen so gefiel: »Die Bäume

reden nicht, aber sie sind treu!« Das war wohl gegen die Menschen gerichtet und paßte nicht für einen jungen Kerl. Aber dem Amand waren schon genug Menschen über den Weg gelaufen, und darum mußte er seine eigene Meinung haben. Er war doch ein junger Bursche wie alle andern, aber er ließ sich von den Städtern, die alle Jahre in die Berge kamen, nicht einfangen. Denn die Fremden kommen und gehen wie das Wetter - nur der Wald bleibt und der Berg! Zu diesen beiden gehört der Amand genau so wie sein Vater. Im Walde beim Holzen, auf den einsamen Waldwegen sind sie beide einander unentbehrlich geworden. Es ist etwas anderes um den Menschen, dem der Vater zugleich Mutter sein muß. Denn Amand verlor die Mutter viel zu früh. Der Vater hat auf den Jungen nicht viel eingeredet. Sie lebten halt zusammen. Wenn er nicht ganz so geworden war wie die andern, so mochte der Wald daran schuld sein.

Was sollte nun heute werden? Sollte Vater Julius vor dem Jungen klein werden? Der Wald hält nur die Tüchtigen, die es mit allem aufnehmen. Ist er nun schon so weit, daß er vor dem Abend abtreten muß? Solange es geht, soll Amand noch den Vater spüren, zu dem er aufschauen kann. So denkt Julius Lorenz. Er streicht sich den weißen Bart aus dem Munde. Der Nebel setzt schon an. Es wird ihm Spaß machen, den Jungen einmal kleinzukriegen. Es könnte ihm nichts schaden, denn er geht sonst gar zu forsch ins Leben.

An den Bärensteinen kommt der Wind. Die Pferde schütteln sich. Das klingelt lustig durch den Wald. Nun muß man sich schon den Regensack überwerfen. Der Wind wirft den kalten Nebel ins Gesicht. Aber das ist besser als Schnee. - Das Holz liegt oberhalb der seltsamen Steingruppe, die der Volksmund »die Semmeljungen« nennt. Der Schleifweg muß in zwei kühnen Bogen über den Abhang herunterkommen. Vor Jahren ist hier einmal ein Fuhrwerk heruntergestürzt. Zwei Holzer und zwei Pferde sind im Rothwassergrunde elend zu Tode gekommen. Aber damals hatten sie sicher noch nicht die guten Bremsen.

Gerade wie der alte Lorenz beim Aufladen der Stämme ist, fest der Schnee ein. »Ach, der macht nicht, den frisst die warme Erde auf, der ist zu naß!« Der Junge will recht behalten. Er arbeitet heute für drei. Aber der Nebel dunkelt schon um die Ladestelle. Die Pferde wachsen zu riesigen Gestalten. Das ist gar kein Nebel mehr. In dicken Flocken fällt eine ganze Schneewolke über Wald, Pferd und Mensch. Und wenn auch der warme Boden noch dampft und kocht, der Schnee kühlt die Erde schnell ab, er bleibt schon liegen. Er füllt die Wagenrinne aus. Er hüllt die Pferde ein. Julius Lorenz sagt nun nichts mehr dazu. Er läßt die Arme wie zu einer Maschine werden. Er wirft Stange um Stange auf den Wagen und zieht die Ketten fester an. Es gehen noch fünf, sechs Stangen darauf. Dann kommt der Augenblick, auf den er gewartet hat. Der Junge lenkt ein. »Verflucht nochmal, Vater, das hätte ich nicht gedacht! Wir müssen aufhören!« - Der Junge gibt sich geschlagen. Er drängt zur Abfahrt. Nun ist es der Vater, der mit einem Male keine Eile hat. Er läßt sich nicht abhalten, er schleppt immer noch einen Knüppel heran. Die Pferde fangen an zu frieren. Sie werden unruhig. Ein-, zweimal schon hat der junge Lorenz gefragt, ob es nicht an der Zeit wäre, abzufahren. Aber solange der Alte nicht aufhört, kann auch er nicht abhauen. Amand Lorenz fühlt, es beginnt ein Kampf zwischen ihm und dem Vater. Endlich ruft der Alte: »Fertigmachen!« Die Abfahrt kann beginnen. Der junge Lorenz will lieber die Pferde ausspannen und morgen das Holz mit dem Schlitten herunterholen. Die Räder gehen schon tief im Schnee. Freilich, sie ersparen sich dadurch ein paar Klöße, die sie sonst zum Bremsen gebrauchen. Aber der Vater läßt sich auf nichts ein. Er will noch abfahren. Der Vater bleibt hinten an den Bremsen, der Sohn bei den Pferden. So fahren sie schon Jahr für Jahr bei jedem Wetter. Der Schnee läßt den Wagen schon gehörig schaukeln. Überall hat er Wächten aufgeschüttet. Die Pferde sind endlich warm geworden und fallen in die Riemen. Sie reißen den schwer beladenen Wagen durch. Den jungen Lorenz ärgert das. Es geht besser, als er es dem alten Vater prophezeit hat. Da pacht der Schneesturm an der ersten Kehre unterhalb der Ludersteine von Westen her Pferd und Wagen an und bringt die Holzfuhr ins Schleudern. Jetzt hängt alles vom Vater ab, der in den Bremsen hängt. Der Sohn mag sich nicht umwenden. Es sieht immer schlimmer aus, als es ist. Der Vater muß sich an einigen Stellen vom Bremskloben mitschleifen lassen und selbst ein Stück lebendige Bremse bilden. Es ist schon mancher dabei unter die Räder gekommen. Alle Jahre begraben sie einen in den Bergen. Der Vater kann einmal der nächste sein. Aber der alte Lorenz kennt sich aus. Und wenn sich alles dagegenstemmen würde, unter die Räder ließ er sich nicht treiben. Aber bei der »Hohen Fichte« gibt es ihm einen Ruck. Dort liegt eine meterhohe Wächte.

Sie rufen sich etwas zu. Aber bei dem wild gewordenen Sturme verstehen sie einander nicht mehr. Jeder glaubt den andern schon verstanden zu haben. Der junge Lorenz hat dem Vater zugerufen, er würde die Pferde durch die Wächte jagen, der Vater möge die Bremsen locker machen. Der Alte aber versteht, er solle die Bremsen fester anziehen. Kurzum - die Pferde greifen aus, sie heben den Wagen mit den schweren Bremsen den Schneehügel hinauf, aber nun merkt es Julius Lorenz zu spät. Er lockert die Bremse - der Wagen rutscht zurück und kommt zu stark nach der Außenseite ins Gleiten. Die Wächte ist zum Abgrund hin geweht. Alles andere muß in Sekunden entschieden werden. Die Bremsen im Abfackeln anzuziehen, wäre sinnlos. Ja, selbst wenn sich der Vater an den Bremskloben hing, die Last des rutschenden Wagens ist zu groß. Das Gewicht ist stärker als der Gegenzug der Pferde. Vorn brüllt der junge Lorenz und schlägt wie wild in die Pferde. Aber sie bäumen sich nur auf und werden nach rückwärts gezogen. Julius Lorenz sieht, das Ungeheuerliche vollzieht sich vor seinen Augen. Wagen, Pferde und Sohn werden erbarmungslos in den Rothwassergrund gezogen. Er muß es mitansehen und kann sich nicht wehren. Es sind alles nur Augenblicke. Nun, da der Junge mit den Pferden abfackelt, kann er nur noch brüllen und aufschreien und den Pferden in die Zügel fallen, um selber mit hinuntergerissen zu werden. Da sieht er, daß die Schlinge der Kette, die die riesige Holzlast hält, auf seiner Seite ist. Wenn er sie mit flinken Griffen löst, muß die Holzlast noch vor dem Sturz in den Schnee sinken, und Pferd und Mensch frei machen. Es ist möglich, daß die riesigen Stangen ihn erdrücken. Aber er denkt nur an den Jungen. Jetzt vergißt er selber die kostbaren Pferde, er will nur an dem Jungen nicht schlecht werden. Mag mit ihm werden, was da will.

Er hängt an der Kette. Aber der Schnee verfangt sich dort in den eisernen Maschen. Die Hände vermögen den Knoten nicht mehr zu lösen! Schon stoßen die Hinterräder an den locker gefügten Prellstein, der in der Tiefe versinkt. Da reißt Julius Lorenz mit letzter Gewalt die Kettenschlinge auf. Aber er findet keinen Halt mehr. Er sackt in den Knien zusammen. Er kann den rollenden Klößern nicht mehr ausweichen. Er fühlt nur einen Stoß auf die Brust. Dann ist alles gut. Nacht ist um ihn.

Die Hinterräder rutschen an den Abgrund heran, da fühlen die Pferde, daß die Last weicht. Von der letzten Todesangst getrieben, reißen sie den Wagen nach oben. Amand Lorenz, der sich in dem Augenblicke der tiefsten Not die Pferdeleine zu sehr um den Arm verknötete, um die Pferde zu halten, wird mitgerissen. Erst hundert Meter tiefer, an dem Zusammenfluß der beiden Gräben, den man »die Nässe« nennt, kommen Pferd, Wagen und Mensch zum Stehen.

... Drei Monate später, an einem schneeverhangenen Schnee-

abend, muß Amand Lorenz nach schwerer Waldarbeit einmal einen heißen Grog in der »Linde« trinken. Es ist das erstemal, daß er sich mit den andern Kameraden aus dem Walde zusammensetzt. Sie wollen dem guten Amand Lorenz auch etwas sagen, damit er endlich über sein Geschick etwas leichter hinwegkommt. Der eine meint, kein Mensch im Dorfe mache sich darüber schwere Gedanken. Vater Lorenz muß in dem Augenblick nicht recht bei Sinnen gewesen sein, denn wenn er den Wagen hätte zu Tale reißen lassen, wären doch sicher nur die beiden Pferde draufgegangen, er könnte ruhig noch leben. Das müßte einmal ausgesprochen werden. Denn einmal müßte der Amand auch wieder froh werden können.

Aber da fällt ein Wort, was den Holzern bis heute noch zu denken gibt. Von diesem Abend an spricht keiner mehr im

Dorfe davon, daß der alte Julius Lorenz seinen Tod selber verschuldet hätte oder gar zu leichtfertig sich in den Tod getrieben hätte. Denn Amand Lorenz sagt zu den Kameraden: »Ich weiß allein, daß mein Vater mit vollem Verstande in den Tod ging - für mich! Ganz allein für mich! Denn er wußte, ich war an die Pferde gebunden - versteht ihr? - Das ist alles. Aber ich möchte bloß, daß über meinen Vater nicht schlecht geredet wird. Der Vater hatte die ganze Ladung Klötzer auf sich gerissen, um Pferde und Wagen und mich zurückzureißen. An seinem letzten Blick habe ich es gesehen, daß er es gewußt hat, warum er das machte. Nun ja, ja! Er ist halt gefallen! Wer weiß, wann wir darankommen! Es geht uns nicht anders als den Bäumen, mit denen wir ja genug zu tun haben. Wir sind ja auch nichts anderes!«

B R A U N A U — K Ö N I G G R Ä T Z

V O N K A R L S C H N E I D E R

Die neue Reichsgrenze springt im Westen über die jahrhundertalte Scheidelinie, welche das Riefengebirge, die Adersbach=Wekelsdorfer Felsenplatte und das Adlergebirge gezogen hatte. Diese neue, seit dem 8. Oktober 1938 geschaffene Markung deckt sich mit der Sprachengrenze, die dank des Kampfes der Deutschböhmen gegen die Tschechisierung seit wenigstens 40 Jahren wenig verschoben wurde. Die Erklärung für diese Tatsache liegt in der Zähigkeit des hier gelagerten Bauern, der sein Besitztum solange hielt als es möglich war, und seit der Gründung des Bundes der Deutschen in Böhmen (1894) aus den Reihen der Volksgenossen des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes im Lande eine immer stärker werdende Unterstützung bekam. In den letzten zwanzig Jahren des ehemaligen Tschechenstaates hat man von seiten der Tschechen der Sprachengrenze weniger Beachtung geschenkt, sich vielmehr auf das geschlossene Sprachgebiet mit aller staat-

lichen Macht geworfen, damit aber den immer stärker werdenden Widerstand deutscherseits erfahren und - alles verloren.

So war es eine Schützengrabenstellung, die die Deutschen Böhmens durch die Jahrhunderte, insbesondere in den letzten Geschlechterfolgen führten.

Infolgedessen wird heute die neue Grenze Westschlesiens durch eine Linie gekennzeichnet, die die Orte Neuwelt, Jablonetz bei Rochlitz, Witkowitz, Benetško, Hohenelbe verbindet. Von dieser Stadt nimmt die Elbe ihr hundertjähriges Grenzflussschicksal. Arnau, Königinhof, Kukus, Hermanitz, in dem Albrecht Wallenstein geboren wurde, sind mit dem kleinen Dorfe Nimmerfatt die vorgeschobenen Städte der vergrößerten Reichsgrenze.

Sie liegen sämtlich an der Elbe. Unterhalb des letztgenannten Ortes bis Wegstädtl ist der Fluß beiderseits tschechisch. Von

Da ab wird rechtseibisch deutsch, links tschechisch geflucht und gebetet, von Lobositz an auf beiden Seiten deutsch. Der Fluß bleibt nunmehr deutsch. Hamburg, das Tor Deutschlands in die Welt, ist die letzte Stadt an ihr, Hohenelbe, das natürliche Einfallstor in das Riesengebirge, die erste Stadt. Um die Elbe wurde immer gekämpft. Der Kampf um die Elbe ist der Faden jahrhundertealter Geschichte Ostböhmens, oder wie man nunmehr am besten sagen könnte, Westschlesiens. Denn in dem neuen Landschaftsgebiet des Riesengebirges und seines weiten südlichen und südöstlichen Vorlandes wohnen Schlesier, mit den gleichen Stammeseigenschaften begabt, wie in dem großen Schlesien. Kulturbeziehungen gingen alle Jahrhunderte von links nach rechts, von Ost nach West. Breslau, Hirschberg, Landeshut, aber auch Görlitz und Liegnitz spielen neben vielen anderen Städten in dem Wirtschafts-, Rechts- und Kulturleben des nunmehr eingegliederten Landesstückes eine große Rolle.

Um die Elbequelle wurde zwischen den regierenden Herren Jahrhunderte gestritten, bis endlich der Morzin Sieger wurde, so daß die Elbe in ihrem ersten Stück Hohenelber Gebiet durchläuft.

An dem oberen Stücke des Flusses sucht man immer wieder, in jedem Jahrhundert wenigstens einmal, kriegerisch festen Fuß zu fassen. Wer die obere Elbe hatte und hat, hat Böhmen im Genick. Wer Ostböhmen besitzt, kann Schlesien stark beunruhigen. Man kann diese Entwicklung vom Jahre 1000 ab verfolgen. Damals war Schlesien polnisches Staatsgebiet. Im Geschwindmarsch, entlang jenes Talhanges, den die Straße Schatzlar-Oberaltstadt heutigen Tages nimmt, dringt der Pole vor, besetzt Prag, verjagt die böhmischen Herzöge, die bei dem deutschen Kaiser Schutz suchen. Böhmen in Polens Hand ist für das Deutsche Reich untragbar. Ein großes, starkes westslawisches Reich, dessen Spitze keilförmig an der Mainlinie einsetzt, kann das unüberfelle H. römische Reich deutscher Nation nicht dulden. So rückt Kaiser Heinrich II. vor, schlägt die Polen an der Trutina, ein kleiner Bach am rechten Elbeufer bei Smirschitz, und besetzt Ostböhmen. Damals werden von der alten Burg Hradec, des jetzigen Königgrätz, entlang der Aupa eine Reihe von Burgen und Forts geschaffen. So entstehen die Burg von Trautenau, der Katzenstein, Rehberg, Bischofstein, wohl auch Schatzlar. Im übrigen schützte der dicke Wald und Sumpf.

Mit dem militärischen Ausbau beginnt der Vorstoß gegen Polen. Um wenig später ist der Böhmenherzog Herr des Oderlandes. Böhmens Grenze ist zwar die bisherige, doch der Machtbereich seiner Herzöge steht an der Oder. Mit dem 14. Jahrhundert gehört Schlesien zur böhmischen Krone. Über die einzigen Naturwege zwischen dem Riesengebirge und der Adersbacher Felsenplatte, über die heutigentages Straße und

Bahn führen, drängten die Hufiten vor. (15. Jahrhundert.) Mit großer Mühe konnten die schlesischen Herren vorübergehenden Widerstand leisten, gleichwohl aber das Hinaus-schwärmen der Räuberbanden nicht hindern. Am deutlichsten aber wird die Stellung dieses Landschaftstückes im 17., 18. und 19. Jahrhundert. Zu der Zeit des 30jährigen Krieges ist das Schicksal des Riesengebirgsvorlandes - Westschlesiens - das Böhmens bis vor die Mauern Prags. Sobald sich die Schweden Arnau, Hohenelbes, Trautenaus bemächtigen, liegt das große schwedische Verwaltungszentrum in Brandeis a. Elbe. Von hier beherrschen sie die Elbe mit ihren Übergängen und auch Prag. Sobald die österreichischen Truppen Trautenau in ihre Hände bekommen, müssen die schwedischen Soldaten und Beamten Böhmen verlassen, Schlesien ist des Kaisers Land. Das gleiche Spiel ist aus den schlesischen Kriegen bekannt. (18. Jahrhundert.) Das Besitzrecht über Schlesien entscheiden die Schlachten an der oberen Elbe. Der Sieg Friedrichs bei Lobositz ermöglichte die Belagerung Prags, aber die Niederlage von Kolin a. Elbe zwang ihn, Böhmen zu räumen. Auf den Feldern Ostböhmens (oder des heutigen Westschlesiens) wurde um den Endbesitz Schlesiens gerungen, und Friedrich der Große hat bei den Friedensverhandlungen zäh gekämpft, um diese wertvollen Kreise (Königgrätz vor allem) für sich zu gewinnen - freilich vergeblich. In der Zeit der Befreiungskriege ist Westschlesien das Mittelstück, um Napoleon aus seiner Dresdener Hauptstellung herauszudrängen. Durch Trautenau und Arnau marschieren 1813 tagelang die russischen Truppen, die sich mit den österreichischen verbinden. Kulm-Nollendorf ist das Treffen. Napoleon muß sich endgültig auf Leipzig zurückziehen. 1866! Braunau, Trautenau - Gitschin - Königgrätz! Das gleiche Lied wie um 1000. Der Kampf um die Vorherrschaft an der oberen Elbe wird zugunsten derer entschieden, welche flußabwärts marschieren. An der oberen Elbe, in deren fruchtbaren Ebenen, wird der jahrhundertealte Bruderkampf zum Austrag gebracht. Selbst ein Bismarck wollte sich 1866 für die Abtretung des Gebietes von Braunau an Preußen verstehen (Gedanken und Erinnerungen II. 45). Und zum letzten Male 1938!

In den gleichen Hohlwegen, an denselben Paßstraßen wie in den berührten Jahrhunderten, errichteten die tschechischen Soldaten Bunker um Bunker - jedes Jahrhundert hat seine eigene Kriegstaktik - zogen sie Laufgräben. Das Schicksal der deutschen Bewohner in Stadt und Land stand auf des Messers Schneide.

Heute stehen an der oberen Elbe, ihren Quell- und Nebenflüssen, von Neuwelt über Hohenelbe bis gen Nimmerfatt, deutsche Soldaten und halten Grenzwacht.

Der Besitz des Riesengebirges und seines südlichen Vorlandes entscheidet das Schicksal Böhmens. Wer die obere Elbe besitzt, hat Böhmen im Genick.



DER SELTSAME BUSSPREDIGER

VON HERMANN GEBHARDT

Vor vielen Jahren hatten die Bretterhüser oben im Gebirge einen Pfarrer, den sie eben sowohl leiden mochten, wie sie ihm ihre letzte Achtung verlagten. Der Hirte seiner kleinen ärmlichen Gemeinde, der wohl wußte, wie sehr er in den weiten, einsamen Bergwäldern auf die Wohlgefinntheit seiner Pfarrkinder angewiesen war, sah ihnen aus Bequemlichkeit und Klugheit manches nach, das ernstlich ihnen vorzuhalten recht eigentlich seine Aufgabe gewesen wäre. Es gab da derbe und dunkle Gestalten, in deren Hütte es zuweilen ganz unziemlicher Weise nach Wildbret duftete, und manch einer schlich sich mit seiner gefüllten Hucke bei Nacht und Nebel auf Umwegen heim. Auch ging es beim Würfeln- und Kartenspiel in der verräucherten Schenke nicht immer ohne Streit und Messer her, und die verknoelbten und vertrunkenen Münzen hätte man oft nicht nach ihrer Herkunft fragen dürfen.

Der Pfarrer drückte ein Auge, meistens auch beide zu; denn er saß selber gern im Krüge und hielt bei Spiel und Becher tapfer und leutfelig mit. Wenn zudem noch leise berichtet sein möge, daß er trotz seines geistlichen Gewandes nicht ganz unempfänglich für die Reize der Bretterhüserinnen war, so wird seine Art, bei den seltenen Busspredigten sein sänftiglich mit seinen Pfarrkindern umzugehen, verständlich genug sein, zumal man sich bis weit ins Tal hinein erzählte, daß die Mädchen aus dem ziemlich verrufenen Bergneß die schönsten des ganzen Gebirges waren.

Eines Abends nun an einem stürmischen Freitage sprach bei dem geistlichen Herrn, der gerade und nicht eben mit Eifer seine Sonntagspredigt überdachte, ein armer Student, zum Umblasen dürr und von kleiner Gestalt, um Zehrung und ein bis drei Nächte Herberg vor. Er wurde trotz seiner schwarzen, unheimlichen Glimmaugen freundlich willkommen geheißen und alsbald reichlich mit dem Besten aus Küche und Keller versorgt, die der geistliche Wirt weit besser als die Herzenskammern seiner Pfarrkinder instandzuhalten wußte. Was er denn studiere, fragte ihn der Pfarrer. Theologiam, antwortete der. Weil jener nun mit der Vorbereitung seiner Andacht

nicht recht zu Rande gekommen, obendrein durch die Einkehr des Studenten darin gestört worden war, kam er mit seinem Gast überein, dieser möge für frei Tisch und Bett am nächsten Sonntag die Predigt für ihn halten. Er habe sich schon längst gewünscht, meinte der Student, nachdem der Handel durch Handschlag besiegelt war, einmal die Kunst seiner Rede zu erproben, und gab seinem Gastherrn sogleich eine genaue und wohlgedachte Disposition der vorgelesenen Predigt, die ein kräftiger Sermon der Reue und Buße werden sollte, wie jener es sich ausbedungen hatte.

Der Pfarrer, dem daran gelegen war, das ganze Dorf von dem offensichtlich begabten und redengewandten Studiosus einmal weidlich abkanzeln zu lassen, ohne sich dabei ins eigene Fleisch zu schneiden, lud seinen Gast im einbrechenden Abend zu einem Gange durch den Ort ein, um die Leute auf den Prediger des kommenden Sonntags aufmerksam zu machen; denn auch die Neugierde, so meinte er, verliere ihr Lästerliches, wenn man sie als ein Mittel der Läuterung gebrauche.

Damit sich das Herumsprechen leichter mache, verabsäumte er auch nicht, das spindeldürre Bürschlein, das neben seiner großen, wohlgediehenen Leibesgestalt komisch genug wirkte, der zungenfertigen Schenkwirtin bekanntzumachen. Aber wie das so geht: Ist erst die Wirtshausstür hinter einem zugefallen, ist sie schwer wieder aufzubekommen, und so saßen die beiden ungleichen Diener des Herrn bald unter wettergegerbten, durchtriebenen Gesichtern im dicken Pfeifennebel und fanden es da unter der blakenden Ölfunze kurzweiliger als daheim im stillen Pfarrhause.

Zwischen dem Pfarrer und dem klobigen Holzfäller Peukert eingeklemmt, verhielt sich der spindlige Bussprediger schweigsam und schüchtern, tat hin und wieder einem der Anwesenden mit dem Becher artig Bescheid und überhörte lächelnd manches hämische Hänfelwort, das auf seine Dürftigkeit gemünzt war. Als aber eine behaarte Faust plötzlich den Knobelbecher vor seiner Nase auf den Tisch knallte, funkelte der Schalk in seinen Augen. Der Pfarrer streifte seinen Freund Hungerleider mit

einem besorgten Blick; denn er konnte nicht darüber im Zweifel sein, wer hier am Ende die Zeche zu bezahlen hatte. Aber schon stürzte der Becher, und die Würfel tanzten. Der Student gewann; und er gewann nicht nur einmal, sondern auch zum zweiten und dritten Male. »Ich fresse eine Klafter Holz, wenn das mit rechten Dingen zugeht«, rief der breit-rückige Holzer mit böse verzogenen Brauen, - und gleich darauf glückte es dem Hageren auch in der vierten Runde. »Pfaff, geh nach Hause! Mit dem da haben wir noch ein deutliches Wörtlein zu reden«, drohte der Pechbrenner Pohl und schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch, daß die Gläser hüpfen. Im Nu sprang der Student auf die Beine. »Das deutliche Wörtlein müßt ihr schon mir überlassen«, schrie er. »Wacht euch nur auf den Sonntag die Ohren fauber!« Ein wölfisches Gelächter war die Antwort. »Kannst dir's ersparen«, knurrte der Peukert neben ihm, während sich der Pfarrer den Angstschweiß von der Stirn wischte. »Das soll gelten«, rief jener so scharf dawider, daß die Balken zitterten. »Aber unter einer Bedingung! Schaut her! Macht mir das nach; dann soll euch statt meiner am Sonntag meinthalben der Teufel predigen.« Und er schlug mit der flachen Hand auf einen der Würfel. Da lag dieser plattgedrückt wie ein gelber Knopf auf dem Tische. Mit offenen Mäulern begafften die Männer die beinerne Münze mit den schwarzen Augen, die ein Spielwürfel gewesen war, während sich der geistliche Herr vor Schreck bekreuzte. Der Student nahm den Knopf auf, warf ihn ein paarmal lässig in die Luft und fing ihn wieder. »Nun«, sagte er herausfordernd, indem er den Knopf auf die Tischplatte warf, und seine Augen sprühten dabei wie Elmsfeuer, »wer von euch möchte also mit mir reden?« Aber keiner hatte mehr Lust dazu. Sie nahmen den Knopf beinahe ehrfürchtig, als sei er eine Hostie, auf und ließen ihn von Hand zu Hand gehen, ihn genau zu betrachten. Indessen fanden Priester und Student die Tür und verschwanden.

Wenn auch der Pfarrer dieser für eine Bußpredigt ein wenig wunderlichen Werbung mit geteilten Gefühlen begegnete, so erfüllte es ihn doch mit Wohlgefallen, als er am Sonntagmorgen inmitten seiner vollzählig erschienenen Gemeinde in dem weißen Bergkirchlein des bevorstehenden Ereignisses harrete, dessen peinlichen Ausgang er freilich nicht voraussehen konnte.

Das gönnerhafte Lächeln, mit dem er das hinter dem Kanzelpult auftauchende Priesterlein ermunterte, erstarb jedoch bald auf seinen Lippen, als der Studiosus im weißen Chorrock seine Epistel mit so vernichtender Gewalt anhub, daß sich den armen Bretterhäuslern das Herz im Leibe umwendete. Nicht nur, daß er mit den ungeheuerlichsten Schmähworten, wie Tierschinder, Diebvolk, Hehlerpack, Saufrotteln wie mit Feldsteinen um sich warf; nicht nur, daß er im Wettersturm seiner Rede mit den langen dünnen Apostelfingern auf diesen und jenen wies, als

grübe sich sein schwarzer Funkelblick jedem einzelnen in die letzte Gewissensfalte: Auch gegen seinen unter ihm sitzenden, nichtsahnenden Gastgeber erhob er drohend die Fäuste und redete in wildem Durcheinander von ungerechten Haushaltern, Dienern der Wollust und faulen Mietlingen, denen der Bauch ihr Gott ist, schlug mit der Faust eine hölzerne Kreuzblume von der Kanzelbrüstung, gleichsam als mit der Axt, die schon den Bäumen an die Wurzel gelegt sei, und lamentierte von Wölfen in Schafskleidern, die zu den Böcken gehörten und ein Fraß der Hölle wären.

Vergeblich suchte der also Gescholtene seinen Gleichmut zu bewahren. Wut und Scham trieben ihm das Blut in den Kopf, und als hätte ihm jemand zuvor Schuhzwecken auf sein Bänklein gefät, rückte er darauf hin und her, indessen sich auf seiner Stirn Tröpflein zu Tröpflein versammelten. Wahrlich, gegen diesen hagelnden Sittenrichter war der fanatische Mönch Savonarola nur ein lallendes Kindlein, das nach Mücken schlägt.

Zum Übermaß nun, da der Eiferer mit hochgereckten Armen und gespreizten Fingern dem Höhepunkt seiner Rede nahe kam und den eingeschüchterten Bretterhäuslern einen wahren Höllenbreughel der Vergeltung vor die Seele malte, wuchs seine Stimme zu einem ohrenbetäubenden Dröhnen und Brausen an, als seien tausend Erzengel im Zorn herniedergefahren und redeten alle mit ihm zugleich, die Gewalt seiner Worte ins Ungeheuerliche zu verstärken. Und als, um den Becher des Grauens voll zu machen, nun auch noch der Sonnenschein in den Buntfenstern erlosch und die schwere Düsternis eines plötzlich aufkommenden Wetters in den Raum und über die zerknirschten Gemüter fiel, waren Schrecken und Verwirrung vollständig.

Zuerst war es der Kobeltschuster, ein alter Trunkenbold, den das heulende Elend überkam. Danach hielten sich ein paar Weiber die Ohren zu und fielen schreiend in die Knie. Bis zu guter Letzt ein paar hinausflüchtende Kinder die ganze Gemeinde aufscheuchten und den verstörten Schwarm hinter sich her zogen, als sei ihnen der Teufel am Nacken anstatt des schmetternden Studiosus, der in diesem Augenblick von der Kanzel sprang, mitten in einen flackernden Blitz hinein, so daß nun im Krachen des Wetters auch die Mannsleute zu brüllen angingen in der Meinung, er schwinde ihnen die knallende Zuchtpeitsche um die Ohren. Draußen suchten die entsetzten Bretterhäusler, über deren Köpfe sich zu neuer Verwirrung nun auch der rechtschaffene Gewitterschwall mit Sturm und grobem Hagel ergoß, das Pfortchen in der Friedhofsmauer. Aber der Wind schlug es ihnen vor der Nase zu und, wie sie sich auch mühten, es war nicht wieder zu öffnen. Also stob die Schar unter der Geißel des bösen Wetters und der Heßpeitsche des weißen Chorrockes, der sie vor sich hertrieb, über die Grabhügel zurück und, da ihnen der Ausweg versperrt

war, rings um die Kirche herum. Welcher anfanfte und stürmische Umgang der Buße auch dem schwerleibigen Pfarrherrn keineswegs erspart blieb; denn ihm erst recht war das Ausbrechen aus der unfreiwilligen Prozession nicht vergönnt, dieweil sich eine Traube von Weibern hilfeschend an seine tiefenden Rockschöße gehängt hatte.

Einmal jedoch, als er die Acht auf seine Füße verlor, weil gerade eine Magd, die Röcke zum Schutz über den Kopf gezogen, an ihm vorüberhetzte, stolperte er über einen Grabhügel. Und demzufolge geschah es, daß sich der geistliche Herr am Leichenstein der ehr- und tugendsamen Jungfrau Anna Rosina Weißbeseid, die ihm dergestalt noch im Tode ein Bein stellte, das hochwürdige Nasenbein zerbrach, indes die anhänglichen Weiber sich kreischend davonmachten.

Als die wilde Jagd nunmehr zum dritten Male um die Ecke der Kapelle getrieben kam, fanden die Vordersten neben dem übel zugerichteten Pfarrer auch einen weißen Chorrock im nassen Grafe liegen. Der grobe Prediger aber, der darin gesteckt hatte, war nirgendwo mehr zu entdecken.

Verlegen versammelte sich die verdüßte Gemeinde allmählich um ihren zerschundenen Hirten. Bis endlich dem Pechfieder Pohl die Befinnung kam, daß sie allesamt dem Alten vom Gebirge gehörig aufgefressen waren, dem es gefallen hatte, auf seine heidnische Art einem christlichen Priester samt seiner Gemeinde ein kräftiges Arzneitränklein zu bereiten, von dem man später zu recht behauptete, es habe in seiner läuternden Wirksamkeit einer geistlichen Bußpredigt keineswegs nachgestanden.

Im Januar

Es sind noch Tage, die im Dunkel liegen,
Die Nächte endlos lang, die Stunden grau,
Verhangen ist der Himmel, unbewegt und trübe
fast wie das Lächeln einer müden Frau

Und alle Dinge sinken in sich selbst,
Müden erlöst, so wie ein Fluß im Meer,
Umhüllen sich mit Mänteln, nebelweich,
Und denken nie an eine Wiederkehr.

Doch fetsam ist der Gottheit Schöpferwille
Lautlos, in Stille keimt es neu und schafft
Und Dinge, die sich heute tief verhüllen,
Verborgen hüten sie die Werdekraft.

Angelika Tchanter

DIE SCHÖPFERISCHE BEGABUNG DES SCHLESISCHEN STAMMES

V O N M A N F R E D S C H U B E R T

Die offenkundige Tatsache der Verschiedenartigkeit der deutschen Stämme ist vielfach zu sehr unter dem etwas einseitigen Gesichtspunkt ihres unheilvollen Einflusses auf den Gang der deutschen Geschichte betrachtet worden. Seltener waren die Versuche, sie in dem positiven Sinne auszuwerten, daß darauf eigentlich die erstaunliche Vielfältigkeit der deutschen Kulturleistung beruht und damit nicht zuletzt die überragende geistige Weltgeltung des Deutschtums überhaupt. Eine solche Betrachtungsweise muß auch aufräumen mit den unrichtigen Vorstellungen von dem Wert oder Unwert der einzelnen Stämme. Denn die Verschiedenartigkeit ist nicht gleichbedeutend mit Verschiedenwertigkeit. Es ist vielmehr so, daß jeder Stamm seine Bedeutung aus der Zugehörigkeit zum gesamten deutschen Volke ableitet und kraft dieses Geburtsrechts alle Leistungen, die irgendwo und irgendwann von Deutschen vollbracht werden, sich selbst zurechnen kann, wie umgekehrt natürlich auch seine eignen Stammesleistungen dem Gesamtdeutschtum gutgebracht werden müssen. Erfreulicherweise hat die zunehmende Beschäftigung mit Sippen-, Volks- und Rassenkunde den Blick für diese Zusammenhänge geschärft, ebenso wie zahlreiche Maßnahmen der nationalsozialistischen Staatsführung die deutschen Stämme persönlich und geistig einander nähergebracht und damit die Voraussetzung für die Wiederherstellung der ideenmäßigen Gleichgewichtslage im gesamten deutschen Volksraum geschaffen haben.

Das Recht auf gleiche Geltung verpflichtet zur entsprechenden Leistung. Für den Stamm der Schlesier seine Ebenbürtigkeit unter Beweis zu stellen, ist eine besonders reizvolle Aufgabe. Als ein in geschichtlicher Helle auf wiederbesiedeltem germanischen Volksboden entstandener Neustamm ist er blutsmäßig vielfältig verwurzelt. Wir werden seinen Eigenwert richtiger würdigen, wenn wir diese biologischen Voraussetzungen gebührend in Betracht ziehen, das heißt in diesem Falle festzustellen versuchen, ob und welche Spezialbegabung ihm die an seiner Entstehung vorwiegend beteiligten Volksgruppen vermittelt haben können.

Über die ungleichartige Begabung der germanischen Rasse liegen deutsche und ausländische Untersuchungen vor, auch an Vorbildern ähnlicher Art fehlt es nicht. So hat Francis Galton für England festgestellt, daß die Bevölkerung des nördlichen England, insbesondere Schottlands, den übrigen Engländern geistig klar überlegen sei. Odin zeigte kartenmäßig für Frankreich, daß der Norden des Landes die meisten hervorragenden Männer hervorbringe, was Woltmann (Die Germanen in Frankreich) auf die stärkere germanische Blutbeimischung zurückführt. Aufschlußreicher für unsere Frage ist Woltmanns Werk über die Germanen und die Renaissance in Italien, worin er nachweist, daß die große Mehrzahl der Genies der Renaissance germanischen Typus trug und überwiegend dem Norden Italiens entstammte. Raufschberger hat daraus in einem Aufsatz in der Politisch-Anthropologischen Monatschrift (Nr. 11, 1920) wichtige Folgerungen hergeleitet und begründet. Er betrachtet die gotisch-vandalisch-langobardischen Ostgermanen als die eigentlichen Träger der Renaissancekultur in Italien und Spanien. Da die Renaissance eine auffällig einseitige, vorwiegend künstlerische Kultur herangebracht hat (Malerei, Architektur und Plastik), folgert er daraus eine spezifisch künstlerische Begabung der Ostgermanen. Sie ist in Auswirkung des sogenannten geschichtlichen Inkubationsgesetzes erst etwa 600 Jahre nach ihrer Einwanderung zur vollen Entfaltung gekommen. Diese Feststellung ist für Schlesien zunächst unmittelbar von Bedeutung wegen der aus seiner vandalisch-burgundisch-gotischen Zeit herrührenden Blutbeimischung. Sie gibt aber weiter eine Erklärung für die gleichartige Begabung des bayrisch-österreichischen Stammes, die ganz augenscheinlich auf künstlerischem, vor allem musikalischem Gebiet liegt, während bei ihm Philosophen, ähnlich wie in Italien, der Renaissance völlig fehlen. Die Parallelität dieser Erscheinung können wir mit gutem Recht damit in Zusammenhang bringen, daß die bayrisch-österreichische Volksgruppe ihre Herkunft von ostgermanischen oder mindestens diesen nahestehenden Völkern herleitet, wahrscheinlich

AUFN. KURT MEIER





AUFN. WILHELM KLOSE



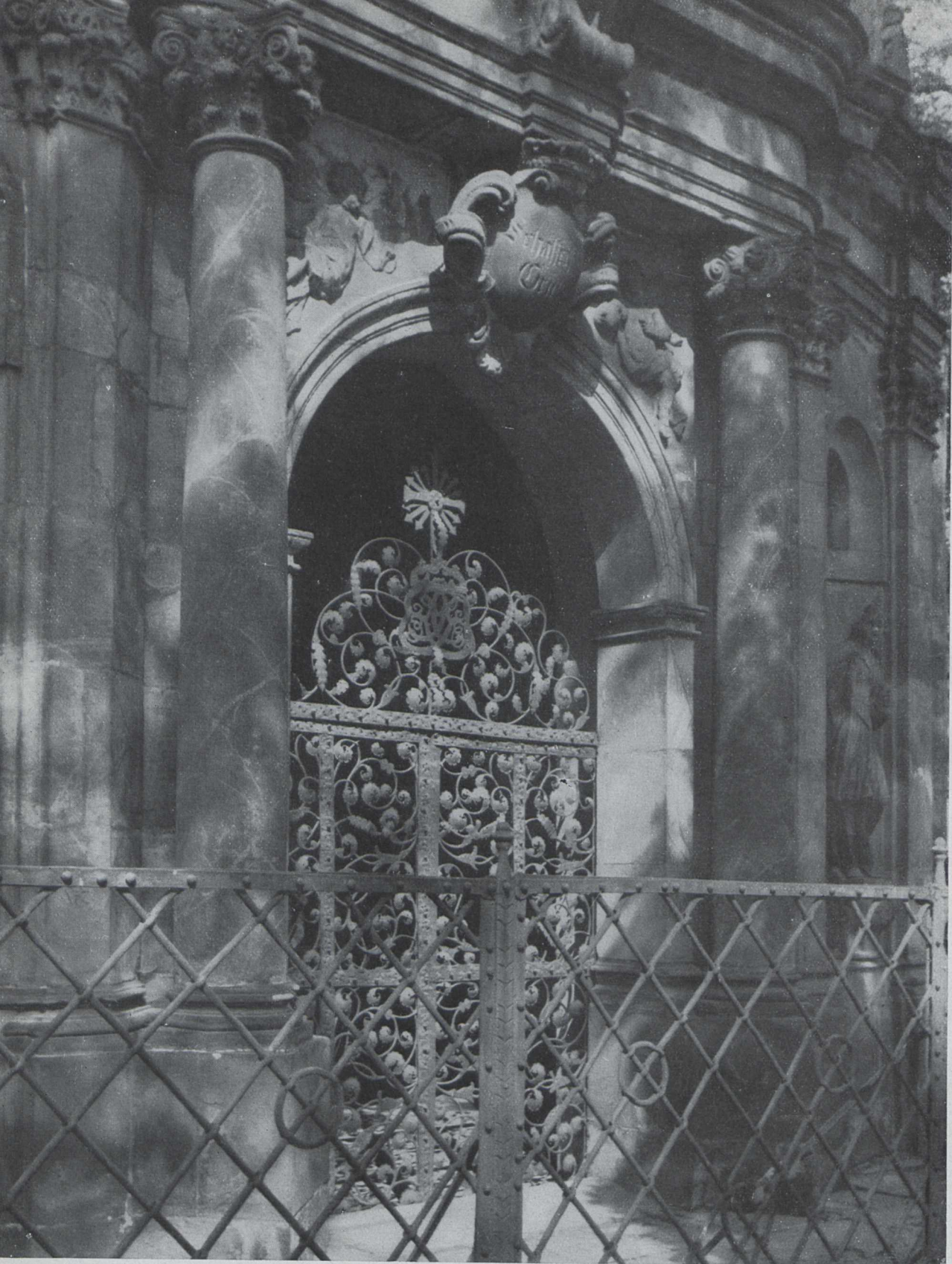
AUFN. PETZOLD

B O B E R - K A T Z B A C H - G E B I R G E



2 AUFN. DR. PAUL WOLFF





AUFN. DR. PAUL WOLFF

HIRSCHBERG · GRUFTKAPELLE



AUFN. DR. PAUL WOLFF

BRESLAU · REMTER IM RATHAUS



in der Hauptfache von Herulern, Rugiern und Markomannen. Hier und später muß überhaupt die Tatsache im Auge behalten werden, daß die deutschen Stämme, die heute südlich des Mains sitzen, einmal östlich der Elbe behelmatet waren. Den geistigen Gegenpol zu den Bayern und ihrem Tochterstamm, den Österreichern, bilden die Niedersachsen, ihrer Abstammung nach Westgermanen reiner Prägung. Bei ihnen steht einem auffälligen Mangel an musikalischer wie überhaupt schlechthin künstlerischer Betätigung ein entschiedenes Hervortreten der wissenschaftlichen, insbesondere philosophischen Veranlagung gegenüber. Sie teilen diese Eigenart in gleicher Weise mit den stammverwandten Angelfachsen (Engländer und Nordamerikaner) wie ihre ausgesprochen politische, strategische und organisatorische Begabung. Die großen Staatsmänner, Feldherren und Unternehmergestalten sind vorwiegend niedersächsisch-angelfächischer Herkunft. Räumlich und geschichtlich zwischen den Bayern und Niedersachsen stehen die Alemannen-Schwaben und Thüringer-Obersachsen. Bei ersteren liegt die Hauptstärke auf dem Gebiete der Dichtung und Philosophie, die gepaart ist mit einem Zug ins Phantastische. In der Frühzeit tritt bei ihnen, den früheren Nachbarn der Niedersachsen, eine bemerkenswerte politische Fruchtbarkeit in Erscheinung, der das deutsche Volk seine großen Herrschergeschlechter verdankt (Hohenstaufen, Welfen, Habsburger und Hohenzollern). Die Thüringer und ihr Tochterstamm, die Obersachsen, sind den Schwaben in der Philosophie mindestens ebenbürtig, ihre hervorragende musikalische Begabung stellt sie in gleiche Höhe mit dem bayrisch-österreichischen Volksstamm, mit dem zusammen sie fast alle musikalischen Genies des deutschen Volkes hervorgebracht haben. Den Thüringern eigentümlich ist eine Neigung zur Verinnerlichung, zur mystischen und religiösen Verenkung. Von den Friesen abgesehen, bleibt von den Altstämmen noch der feiner räumlichen Ausdehnung und Volkszahl nach größte deutsche Stamm, die Franken, zu betrachten. Bei ihm tritt die philosophische und politische Begabung (letztere mit Ausnahme des frühen Mittelalters) mehr zurück, hingegen sind seines Blutes die größten deutschen Maler und das größte musikalische Genie der Weltgeschichte, Beethoven, dieser allerdings als Einzelercheinung auf seinem Gebiet. Die hervorragende dichterische Veranlagung feiert in Goethe ihren größten Triumph, wenn auch dessen thüringischer Blutsanteil väterlicherseits nicht übersehen werden darf. Im ganzen gesehen, ist die besondere Vielfeitigkeit des fränkischen Stammes bemerkenswert.

Wenn wir uns nunmehr dem Neustamm der Schlesier im einzelnen zuwenden, so ist die Feststellung wichtig, daß bei der Wiederbesiedlung des schlesischen Raumes alle Altstämme beteiligt waren, und zwar vorwiegend Thüringer und Mainfranken, im nördlichen Teile auch Niederfranken (Flamen) und Niedersachsen, im südlichen auch Bayern-Österreicher, hingegen

Schwaben nur vereinzelt. Da die Wiedereindeutschung etwa von 1100-1300 erfolgte und die Bildung des Neustammes sich erst im Laufe von Jahrhunderten vollzog (an der Südostgrenze Oberschlesiens sogar heute noch nicht abgeschlossen ist), konnten die Schlesier naturgemäß erst zeitlich später als das deutsche Kernland am Geistesleben der Nation maßgeblichen Anteil nehmen, dann allerdings in ständig wachsendem Umfange. Bei der Frage nach der Größe dieses Anteils im ganzen und auf den wichtigsten Gebieten des Kultur- und Geisteslebens wollen wir uns auf die schöpferischen Persönlichkeiten selbst beschränken, ohne auf die Bedeutung Schlesiens im übrigen, etwa in geschichtlicher, wirtschaftlicher oder biologischer Hinsicht näher einzugehen. Dabei kommt es auf die Schlesier innerhalb ihres Stammesbereichs an, der sich bekanntlich keineswegs mit den jetzigen oder ehemaligen Grenzen der Provinz Schlesien deckt. Die Abgrenzung des schlesischen Siedlungsgebietes erfolgt zweckmäßig unter Zugrundelegung der Verbreitung der schlesischen Mundart, wie sie beispielsweise aus der Sprachenkarte XXVII in Günthers Rassenkunde des deutschen Volkes ersichtlich ist. Daraus folgt, daß auch die Oberlausitz, der südliche Teil von Brandenburg und Posen, Sudetenschlesien, das deutsche Vorland in Polen, Mähren und Böhmen und das Ermland in Ostpreußen von Schlesiern bewohnt sind. Mit dieser räumlichen Umgrenzung ist, was besondere Hervorhebung verdient, die Ausstrahlungskraft und Wirksamkeit des schlesischen Blutes im Ostraum und im übrigen Deutschland auch nicht im entferntesten erschöpfend gekennzeichnet. Die Stammesbegabung soll beurteilt werden nach der Höhe und nach der Breite, also schlechthin nach dem Vorhandensein von Genies und Talenten. Sie erfolgt, um den Einwand der subjektiven Auswahl auszuschließen, in Anlehnung an allgemein anerkannte Sammelwerke. Soweit die Zuordnung mangels Feststellung der Abstammungsverhältnisse nur nach dem Geburtsort vorgenommen werden kann, und das ist leider noch in großem Umfange der Fall, sind Irrtümer in positiver und negativer Richtung nicht ausgeschlossen. Zur vergleichswweisen Feststellung der Spitzenleistungen, also der genialen Kulturschöpfer, stehen uns zwei ganz neuzeitliche Werke zur Verfügung, die sich gegenseitig in wirkungsvoller Weise ergänzen. Es sind dies die Neue deutsche Biographie: Die Großen Deutschen und Die Großen Deutschen im Bild. Die Biographie, herausgegeben von einem Dichter und einem Historiker, enthält 224 Lebensbilder der größten Deutschen unserer 2000jährigen Geschichte von Arminius bis Hindenburg. Darunter befinden sich folgende Schlesier: die Philosophen Jakob Böhme und Gottlieb Fichte, die Dichter Gotthold Ephraim Lessing, Josef von Eichendorff und Gustav Freytag, der Musiker Franz Schubert, der Maler Adolph Menzel, die Naturforscher und Gelehrten Nikolaus Kopernikus, dessen beider Eltern Vorfahren aus Schlesien stammen, und Gregor

Mendel, der Geograph und Ästienforscher Ferdinand Freiherr von Richthofen und aus dem gleichen Geschlecht der große Soldat und Kampfflieger Manfred Freiherr von Richthofen, ferner der Landschaftsgealter und Reiseschriftsteller Hermann Fürst Pückler - Muskau - und der Begründer der Geognosie und Eisenhüttenkunde Abraham Gottlob Werner. Das sind allein 13 Vollschlesier unter 224 Persönlichkeiten. Hinzu kommen aber noch eine Anzahl weiterer, die in mehr oder weniger starkem Grade Träger schlesischen Blutes sind. So ist Herders Vater, selbst geboren im schlesischen Siedlungsgebiet Ostpreußens, der Sohn eines aus Schlesien eingewanderten Ackerbürgers; Johann Georg Hamann stammt väterlicherseits aus der Oberlausitz, und der erste deutsche Kunsthistoriker Johann Joachim Winkelmann hatte ebenfalls einen Schlesier zum Vater. Die überragende Bedeutung dieser drei Männer folgt aus ihrem entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Klassik und ist so wesentlich, daß Goethe ohne sie nicht gedacht werden kann. Von den neueren Dichtern war Richard Dehmel überwiegend schlesischen Blutes. Der religiöse Reformator Zinzendorf kam mütterlicherseits aus der Oberlausitz, während der große Tondichter Georg Friedrich Händel mindestens durch die väterliche Linie mit Schlesien verbunden ist (vielleicht auch teilweise durch die mütterliche, die nach Deutschböhmen führt). Clauferwitz, der klassische Lehrer der Kriegskunst, ist durch seine Ahnen im Mannesstamme ober-schlesischer Herkunft. Schlesischen Einschlag dürfen wir mit Wahrscheinlichkeit annehmen bei den großen Feldherrn Wallenstein, Graf v. Schlieffen (geboren auf dem Familiensitz Groß Krausche, Kreis Bunzlau) und Konrad von Hötzendorf (Sohn einer deutsch-mährischen Beamtenfamilie); er ist ferner nicht ausgeschlossen bei den Philosophen Leibniz und Nietzsche, deren Vorfahren aus dem schlesischen Raume und feinem Vorland nach Sachsen zugewandert sind. Der schlesische Stamm ist demnach unter den Großen Deutschen in recht stattlicher Zahl und in überraschender Vielseitigkeit vertreten. Unter Zugrundelegung eines gegenwärtigen Bevölkerungsanteils von etwa $\frac{1}{14}$ am Deutschtum der Welt dürfte Schlesiens Anteil am geistigen Leben der Nation nicht unerheblich darüber hinausgehen - eine stolze Feststellung, wenn man seine verhältnismäßig kurze geschichtliche Vergangenheit in Betracht zieht.

Das Werk: »Die Großen Deutschen im Bild« enthält die Bilder der anlässlich der Olympischen Spiele 1936 in Berlin im Auftrage des Reichserziehungsministeriums veranstalteten Ausstellung »Große Deutsche in Bildnissen ihrer Zeit«. Es ist auf eine breitere Grundlage abgestellt als die Neue deutsche Biographie und umfaßt etwa 430 führende Gestalten aus dem letzten Jahrtausend deutscher Geschichte. Da die zugrundeliegende Ausstellung eine Sammlung der in den Staatlichen Museen und in der Nationalgalerie in Berlin vorhandenen

Bildnisse darstellt, waren der Auswahl der Persönlichkeiten naturgemäß äußere Grenzen gesetzt. Von den toeben aufgeführten großen Schlesiern sind alle darin vertreten bis auf Ferdinand Freiherr von Richthofen und Abraham Gottlob Werner. Dazu kommen jedoch noch folgende schlesische Kulturschöpfer: der Philosoph Christian Wolff, die Dichter Martin Opitz, Angelus Silesius und Andreas Gryphius, die Baumeister Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff und Karl Gotthard Langhans, der Landschaftsmaler Karl Blechen, der Schöpfer des Preussischen Allgemeinen Landrechts Karl Gottlieb Suarez, der Heerführer Hans von Diebitzsch (schloß 1812 mit York die Konvention von Tauroggen), der Altertumsforscher und Geschichtschreiber Karl Otfried Müller, der Wirtschaftsführer August Borfig und der Naturforscher Ernst Haeckel (schlesische Ahnen). Das gibt im ganzen 23 Vollschlesier. Auch die vorhin als mindestens teilweise im schlesischen Stamme verwurzelten Männer enthält die Sammlung sämtlich außer Richard Dehmel. Es kommen weiter hinzu der Baumeister Gottfried Semper, Sohn eines aus Landeshut in Schlesien nach Hamburg ausgewanderten Fabrikanten, der preussische Finanzminister und Wirtschaftsführer David Hansemann, dessen Familiensitz in Dalkau in Schlesien lag, und der größte Geschichtsmaler des 18. Jahrhunderts Anton Mengs, dessen Mutter eine Lausitzerin war. Schlesier in ihrer Ahnenreihe haben wahrscheinlich auch der aus der Provinz Posen gebürtige Altertumsforscher Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff und der berühmte österreichische Feldmarschall Graf Radetzky (geboren in Böhmen). Alles in allem wird das Urteil über den Grad und die Art der schlesischen Kulturleistung durch die Bildnisammlung aufs beste bestätigt, die Vielseitigkeit der Begabung tritt sogar noch stärker in Erscheinung. Der auffällige Gleichklang beider Werke ist zugleich ein Zeichen für die Richtigkeit und Vollständigkeit des Auswahlprinzips, und dieser Umstand wiederum erhöht die Überzeugungskraft der gezogenen Schlussfolgerung.

Für eine Untersuchung hinsichtlich der Breitenbegabung der deutschen Stämme, also nach der Häufigkeit und Verteilung der Genies und Talente, können wir zwei kulturstatistische Werke aus dem Jahre 1929 heranziehen: die Doktorarbeit Geipels über »Die hervorragenden Männer der deutschen Geschichte« (Dissertation der medizinischen Fakultät Leipzig) und Gerlachs »Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke«. Beide Arbeiten zeigen wesentliche Unterschiede in den Ausgangspunkten und in der Methode der Untersuchung und Darstellung. Dem entsprechen auch die Abweichungen im Ergebnis.

Die hauptfächlichste Quelle für Geipels Arbeit ist das Brockhaus-Konversationslexikon von 1892-1895. Alle darin genannten deutschen Männer hat er nach ihrem Geburtsort den entsprechenden Landschaften zugeordnet und dann nach

folgenden Gesichtspunkten geordnet. Zeitlich unterscheidet er nach dem Geburtstag zwei große Gruppen, die erste reicht von der frühesten geschichtlichen Zeit (9.-11. Jahrhundert) bis zum Ende des Jahres 1815, die zweite vom Beginn des Jahres 1816 bis etwa 1860/61. Nach ihrer beruflichen (geistigen) Betätigung teilt er die Kulturschöpfer in vier große Abteilungen ein, in Wissenschaftler mit den Untergruppen Naturwissenschaftler und Geisteswissenschaftler, in Künstler, Dichter und Schriftsteller, in Staatsmänner und Soldaten und in praktische Berufe (Techniker aller Art, Baumeister und Wirtschaftsführer). Da es Geipel darauf ankam, Verhältniszahlen für die Verteilung von Talenten und Genies auf die einzelnen Zeiträume und Volksgruppen zu erhalten, lag für ihn die größte Schwierigkeit in der zweckmäßigen Abgrenzung der Landschaften und der Feststellung ihrer mutmaßlichen Bevölkerungszahl in den unterschiedenen Zeiträumen. Er teilt den deutschen Volkraum in Mitteleuropa in 13 Ländergruppen ein und faßt beispielsweise Schlesiens-Posen als ein Gebiet zusammen. Aus der Einwohnerzahl und der Anzahl der bedeutenden Männer einer Landschaft errechnet er den Begabungsdurchschnitt, bezogen auf die Bevölkerungseinheit von einer Million. Die so für jede Landschaft nach Berufen und Zeiträumen und im ganzen gewonnenen Verhältniszahlen stellt er dann im Endergebnis einander gegenüber und kommt so unter Berücksichtigung des Gesamtmittelwertes zu der Einteilung in gute, durchschnittlich und unterdurchschnittlich begabte Stämme. Insgesamt berücksichtigt die Untersuchung 6175 Talente und Genies deutscher Abstammung.

Das Ergebnis für Schlesiens-Posen für den ganzen Zeitraum zeigt nachstehende Übersicht:

	Wissenschaft			Kunst- und Schrifttum	Staat und Wehrmacht	Technik und Industr.	Bedeutende Männer inogef.
	Natur-	Geistes-	Inogef.				
Absolute Zahl . .	41	84	125	106	39	24	294
% der Gesamt- begabung . . .	13,8	28,5	42,3	36	13,1	8,2	100
Verhältniszahl pro Million . .	20,8	42,8	63,7	54	19,8	12,2	150

Wir beobachten also ein Überwiegen der Begabungen in den ersten beiden Gruppen und einen Abfall von links nach rechts. In der Gesamtbewertung der von Geipel unterschiedenen 13 Ländergruppen steht Schlesiens-Posen genau in der Mitte und wird deshalb als Landschaft mit mittlerer Begabung gerechnet. Diese verhältnismäßig ungünstige Feststellung für Schlesiens-Posen ist ebenso anfechtbar wie die Geipelsche Arbeit überhaupt. Die wichtigsten Einwände sind ihm selbst bewußt gewesen und in seiner Einleitung hervorgehoben (Feststellung der Männer nur nach Geburtsorten und auf

Grund eines veralteten, auf einseitiger Grundlage beruhenden Werkes, fehlerhafte Abgrenzung der Ländergruppen und Schätzung ihrer Bevölkerungsziffer). Daß die Deutschbalten den deutschen Durchschnitt fast viermal übertreffen und die Elsaß-Lothringer kaum ein Drittel erreichen, dürfte doch wohl wenig wahrscheinlich sein. Da Geipel keine Namen nennt, lassen sich seine Darlegungen auch schwer nachprüfen. Sicherlich werden Franz Schubert, Fichte, Lessing usw. sowie die zahlreichen Teilschlesier aller anderen Räume zugerechnet sein, da sie außerhalb der politischen Grenzen Schlesiens geboren worden sind.

Wesentlich besser fundiert und nachprüfbar ist der Versuch Gerlachs, die stammesmäßige Begabung des deutschen Volkes aufzuzeigen. Seine Untersuchung erstreckt sich auf die Feststellung und die Verteilung der deutschen Dichter (von 311 bis 1815), Maler (bis 1850), Musiker (bis 1849), Ärzte, Mathematiker und Soldaten (hauptsächlich des 19. Jahrhunderts). Innerhalb dieser Gruppe hat er die bedeutenden Männer nach kürzeren Zeiträumen zusammengefaßt, sie namentlich und nach Geburtsjahr und -ort in Verzeichnissen aufgeführt und die Nummer dieser Liste auf dem entsprechenden Kartenblatt des deutschen Volkraumes in der Geburts- oder Herkunftsgegend eingetragen. Mit Hilfe eines Deckblattes, das das Verbreitungsgebiet der deutschen Mundarten zeigt, kann man auf den Kartenblättern die Stammesherkunft der durch die Nummer kenntlich gemachten Kulturschöpfer ziemlich einwandfrei feststellen. Auf diese Weise wird gleichzeitig auch das zeitliche und räumliche Wandern der Kulturherde sinnfällig gemacht und damit eine ganz neue Auswertung der Ergebnisse ermöglicht. Das Werk ist somit der Versuch einer kartenmäßigen Darstellung der deutschen Kulturgeschichte. Was seinen besonderen Wert ausmacht, ist das so objektiv wie möglich gewählte Auswahlprinzip. Gerlach trifft nämlich die Auswahl der großen Persönlichkeiten für jeden Kulturzweig besonders auf Grund der für dieses Gebiet vorhandenen Spezialfammelwerke. So liegt den Karten der deutschen Dichter und Schriftsteller die Literaturgeschichte von Bartels und diejenige von Nadler zugrunde, die deutschen Musiker sind Riemanns Musiklexikon entnommen usw. An Hand der »Allgemeinen deutschen Biographie« hat er, soweit erforderlich, die Geburts- bzw. Herkunftsorte aufgesucht, ohne freilich allgemein die stammesmäßige Herkunft der Sippe zu verfolgen. Insofern besteht also, insbesondere für die Mutterfamilie, noch eine fühlbare Lücke und eine Quelle für Irrtümer. Daher erscheinen fälschlicherweise Franz Schubert als Wiener und Karl Maria von Weber als Holsteiner, um nur zwei Beispiele anzuführen. Die Auswertung der Gerlachschen Untersuchung zeigt zusammengefaßt für den Wohnbereich der Schlesier folgendes Ergebnis:

Kulturzweig		Gesamtzahl	Davon		‰
			Schlesier	(+)	
Dichter und Schriftsteller	311-1650	362	28	-	-
	1650-1760	253	13 (+2)	-	-
	1760-1815	169	14	-	-
	insgesamt	784	55 (+2)	-	7,01
Maler	bis 1699	203	6	-	-
	1700-1799	71	4 (+1)	-	-
	1800-1850	74	6	-	-
	insgesamt	348	16 (+1)	-	4,6
Musiker	bis 1600	141	20	-	-
	1600-1749	351	20 (+1)	-	-
	1750-1799	361	36	-	-
	1800-1849	820	82	-	-
	insgesamt	1673	158 (+1)	-	9,5
Ärzte	1770-1890	335	12	-	3,6
Mathematiker	1200-1870	199	10 (+1)	-	5
Soldaten	19. Jahrh.	500	44	-	9
	Summe	3839	295 (+5)	-	7,7
Bevölkerungsanteil z. Z. etwa	7				

+) Die eingeklammerte Zahl bezieht sich auf hinzuzurechnende festgestellte Teilschlesier, sie sind in der Prozentzahl nicht einbegriffen.

Im ganzen gesehen übertrifft also Schlesien auch hinsichtlich der Breitenbegabung den seiner Bevölkerungszahl entsprechenden Durchschnittsatz. Das ist gegenüber den deutschen Altstämmen ein bemerkenswert günstiges Ergebnis. Denn neben seiner um mehrere Jahrhunderte kürzeren Geschichte waren infolge seiner Lage abseits der alten Kulturzentren, des Fehlens eines bedeutenden Herrscherhauses oder sonstigen politischen Mittelpunktes, der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse usw. die Voraussetzungen für die Entfaltung seiner geistigen und künstlerischen Kräfte nicht besonders günstig. Trotzdem haben die Schlesier mit den Altstämmen gleich gezogen und einen ständig wachsenden Anteil zur Gesamtleistung der Nation beigetragen. Es gibt kein Kunst- und Wissensgebiet, auf dem Schlesier nicht namhaft hervorgetreten wären. Diese Vielseitigkeit dürfte darauf zurückzuführen sein, daß sich im Schlesier mehr oder weniger die Wesenszüge aller deutschen Stämme widerspiegeln. Andererseits ist eine bestimmte Spezialbegabung deutlich erkennbar. Sie liegt zunächst auf dem Gebiete der Dichtkunst und Philosophie. Schlesien, das Land der 666 Dichter, ist führend beteiligt an der barocken, klassischen und romantischen Dichtung, es stellt in Gerhart Hauptmann den größten Naturalisten und Begründer des sozialen Dramas und hat

auch in der Gegenwart, hier vor allem Oberschlesien, an der volks- und heimatbetonten Dichtung bestimmenden Anteil. Eine ähnliche Entwicklungsfolge beobachten wir in der Philosophie. Böhme, Schwendefeld und Zinzendorf bevorzugten religiös-mystische Inhalte, während Wolff und Garve den deutschen Rationalismus verkörperten. Fichte gab seinem Volke die nationale Idee, ihm folgten in der neueren Zeit die Naturphilosophen Fechner und Loße. Unverkennbar ist weiter die Musikfreudigkeit und liedhafte Begabung des schlesischen Stammes, die sich in einer Fülle von Talenten schöpferisch bekundet hat. Genialen Ausdruck und Weltgeltung erreicht sie (abgesehen von Händel) in Franz Schubert, neben dem, freilich mit Abstand, noch der Opernkomponist Heinrich Marschner zu nennen wäre. Es bedarf weiter keines Beweises, daß der Schlesier auch vorzügliche soldatische Eigenschaften besitzt, und viele große Soldaten schlesischen Blutes sind bereits in die Geschichte eingegangen. Demgegenüber tritt die Gesamtleistung auf dem Gebiete der darstellenden Kunst (Malerei, Plastik und Architektur) deutlich zurück. Es hat aber den Anschein, als ob die Künstler der Gegenwart diesen Rückstand aufholen wollten. Unrichtig ist die teilweise verbreitete Auffassung, daß es dem Schlesier an politischer und wirtschaftlicher Führerbegabung mangle. Von Johann von Neumarkt, dem Kanzler Kaiser Karls IV., bis zum Reichskabinett Adolf Hitlers haben immer wieder zahlreiche Schlesier hohe Staatsstellungen und diplomatische Posten innegehabt. Hierbei stehen besonders schlesische Adelsgeschlechter im Vordergrund, wie Saurma, Richthofen, Prittwitz, Hohenlohe, Posadowsky, Schweinitz, Zedlitz, Tschammer-Osten, Welczek usw. Die organisatorisch und technisch, auch geschichtlich betrachtet, vorbildlich ausgestattete Wirtschaft Schlesiens ist überwiegend das eigene Werk seiner Bewohner. Namen wie Borfig, Godulla, Henckel von Donnersmarch, Giesche, Graf Arco, Dierig, Ballestrem usw. erübrigen ebenso jeden Zusatz wie die von Hoffmann und Bergius, den Pionieren des Vierjahresplanes, die heute wohl beinahe jeder Hitlerjunge kennt.

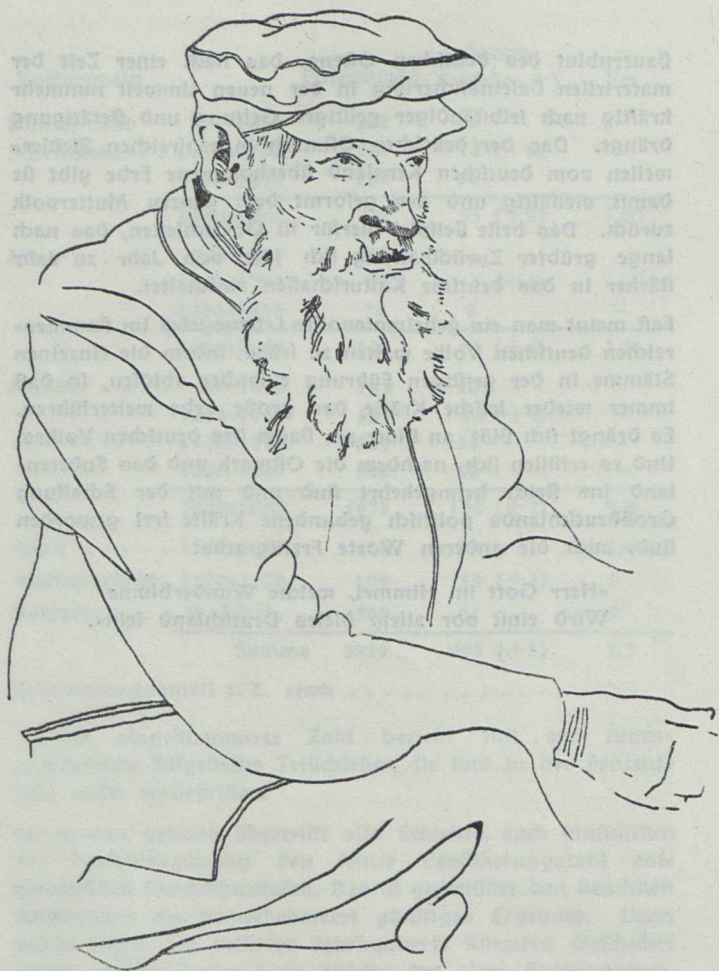
Nach dieser ergänzenden Zusammenfassung dürfte noch eine abschließende richtungweisende Feststellung am Platze sein. Die Tatsache, daß sich im Laufe der deutschen Geschichte der politische Schwerpunkt immer mehr nach Wien und Berlin, also in den deutschen Ostraum verlagert hat, um schließlich nach Jahrhundertelangem Hin- und Herpendeln endgültig an der Spree verankert zu werden, wird von einer auffälligen Parallelercheinung auf dem Gebiete der kulturellen Leistungen begleitet. Schon Reibmayr hat bereits vor dem Kriege in seinem bekannten Werk von der Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies für die Gebiete der Dichtkunst, Philosophie, Malerei und Musik ein Wandern der Kulturherde vom Westen und Südwesten in den deutschen

Ostraum festgestellt und statistisch belegt. Ihm schließt sich im Ergebnis Krufe (Die Deutschen und ihre Nachbarvölker, 1929) unter Berufung auf Nadlers Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften und unter Auswertung der (von ihm gestellten) Doktorarbeit Geipels an. Wie das Schwergewicht der geistigen Leistungen in Deutschland sich im Laufe der Jahrhunderte von Westen und Süden nach Norden und Osten verschoben hat, zeigen am eindrucksvollsten die Kulturkarten der Gerlach'schen Unterfuchung. Wo zwischen Elbe und Weichsel anfangs nur vereinzelt Namen auftauchen, da erscheinen sie später in sprudelnder Fülle. Was verödet und brach dazuliegen schien, erwacht immer mehr zu kräftigem, eigenbewußtem Leben. Der deutsche Osten erweist sich nicht nur biologisch als der Raum, aus dem dem deutschen Volke im letzten Jahrhundert, nicht zuletzt durch die Binnenwanderung, die stärksten Lebensströme zugeflossen sind, sondern er ist auch geistig auf dem besten Wege, den geschichtlichen Vorsprung Altdeutschlands restlos aufzuholen. Vielleicht ist dieser Zusammenhang unter den vielen Erklärungsversuchen auch der beste Fingerzeig für eine Deutung. Es ist die unverbrauchte Volkskraft, das

Bauernblut des deutschen Ostens, das nach einer Zeit der materiellen Daseinsicherung in der neuen Umwelt nunmehr kräftig nach selbständiger geistiger Geltung und Betätigung drängt. Das der deutschen Ostmark in zahlreichen Siedlerwellen vom deutschen Kernland überkommene Erbe gibt sie damit vielfältig und neu geformt dem ganzen Muttervolk zurück. Das beste Beispiel hierfür ist Oberschlesien, das nach lange geübter Zurückhaltung sich jetzt von Jahr zu Jahr stärker in das deutsche Kulturschaffen einschaltet.

Fast meint man ein geheimnisvolles Lebensgesetz im Stammesreichen deutschen Volke walten zu sehen, indem die einzelnen Stämme in der geistigen Führung einander ablösen, so daß immer wieder frische Kräfte das große Erbe weiterführen. Es drängt sich Blüt' an Blüte am Baum des deutschen Volkes. Und es erfüllen sich, nachdem die Ostmark und das Sudetenland ins Reich heimgekehrt sind und mit der Schaffung Großdeutschlands politisch gebundene Kräfte frei geworden sind, auch die anderen Worte Freiligraths:

»Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allem dieses Deutschland sein.«



Der alte Nachtwächter und Gemeindebote faß im Sonnenschein des Sommernachmittags in seiner kleinen, wein-umrankten Laube vor der Haustür, blinzelte verdöst in die bienenüberfummten Blumenbeete seines Gärtchens und genoß das reine Dasein ohne Zutat - er spürte keine Langerweile und hatte nie welche gespürt, obwohl er niemals etwas las und selten etwas dachte. Die Nachtwächter müssen diese Kunst verstehen, sonst sind es keine glücklichen Nachtwächter. Ab und zu aber fingerte er einen schmierigen Beutel aus der Hosentasche, wickelte eine abgegriffene Dose heraus und entnahm ihr eine Prise feines Pulver. Das stopfte er mit Daumen und mit Zeigefinger in die sehr geräumigen und borstenhaarbewehrten Nasenlöcher und schien damit den Zinken einzuheizen - er glühte wie ein Kupfer und eiferte an Röte mit dem Goldlack siegreich um die Wette, eine über siebzig Jahre alte, rauhe, windgewohnte Wächternase ...

ASSA - ZUMPELN

V O N A L F R E D B Ö N S C H

Da ging das Gartentürlein auf, ein Herr mit einer Aktentasche trat herein. Er lüftete zum Gruß den Hut und sagte zu dem überraschten Wächter und Gemeindeboten, er möchte sich sehr gern ein wenig mit ihm unterhalten, er sei ein Wissenschaftler, sein Fach sei die Volkskunde, sein Name Kleinfiefert. Der Wächter bot ihm einen Platz auf seiner Holzbank an und mufterte mit einer tierischen Neugier das schmale Gesicht mit der Brille. Und als dieses Gesicht zu sprechen anfang, gab er sich die beste Mühe, seine Worte aufzufangen. Er verstand so viel, daß dieser Herr gekommen sei, um schlesische Wörter zu hören und Mundart zu sammeln. Der Dorfschulmeister habe ihn hierher geschickt, weil der Nachtwächter seit seiner Jugend hier lebe und die Gegend wie kein zweiter kenne, und -

»Ju, Doas ies wuhr. Nu - woas wella Se denn mit dan Weertan macha?«

»Wir machen ein großes Wörterbuch daraus. In dem stehen alle schlesischen Wörter in alphabetischer Ordnung mit ihrer Erklärung.«

»Nu oaber - - doß Bichla keeft do kee Mensch nich ...«

»Tja ... Das ist auch nicht der erste Zweck. Wir treiben eben Wissenschaft um der Wissenschaft willen. Sie haben übrigens großartige Zwiebeln, wie ich sehe ... Die Zwiebelröhrchen haben doch hier eine besondere Bezeichnung -«

»Mier foan Schlutta.«

»Schlutta - ganz recht. Schlutte - nehmen Sie einmal dieses Wort und betrachten Sie eine Zwiebelröhre. Trifft es die Sache nicht ganz wunderbar? Es gibt auf der ganzen Welt kein anderes Wort, das diese grüne Röhre, die außen trocken und innen schleimig feucht ist, besser ausdrücken könnte, verstehen Sie mich? Oder - wissen Sie, wie man einen Streifen Senfgurke nennt? Schlitske, ja, sehr richtig, Schlitske. Wieder so ein Fall. Wenn Sie dieses Wort hören, sehen Sie da nicht das Stückchen vor sich, so lang, schmal, naß, weich, glatt, fauer, so ein nacktes Stück, das durch die Kehle ... man möchte wirklich sagen, schlitskert, so unnachahmlich gibt das Wort die Sache wieder.«

»Nu nu, doo hoam Se recht: Sauer sein die Ääßer ganz verpflichtet. Meine Äale lät oo fitte Dinger ei. Wenns Wompakitte gibt, doo gehiern se derzune.«

»Wompakitte fagen Sie? Was ist das nun wieder?«

»Woas? Wompakitte und Hofaplähe? Doß kenna Se nich? Doas ies nischte nich as wie Kartuffelpoppe unt Puttermilch.«

»Äha! Das muß ich gleich notieren!«

Damit zog der junge Herr einen Block aus seiner Tasche und begann darein zu schreiben. Der Älte verwunderte sich richtig, daß ein studierter Mann daherkommen und »sittes ordinäres Gemahre« aufschreiben konnte - aber er sagte nichts dazu. »Sehen Sie, jetzt sind wir schon auf dem richtigen Wege. Nur weiter so. Sie wissen zweifellos noch mehr dergleichen.«

»Nu freilich, freilich. Oaber wenn ma se foan fool, doo folln se eim groade ni ei. Woatta Se och - woas de menne Äale ies, die weß lhn'n ne ganze Litanei ou Noama. Wenn ich amml unt ich nuppel oa da guda Flosche, doo tutt se mer ganz versucht uffm Puchel nausdrafscha. Doo heest se mich ne aale Plänte, a laderna Gootlieb, ne veruffne Kutte, a puffatuniches Luder, unt weß dar Teiwel, woas noo. Die hoot ne Klabatscher! Nu doo!«

»Halten Sie ein, Mann! Ich komme ja kaum mit dem Schreiben nach. Kutte ... puffatu=ni=ches Luder ... Kla=batfcher ... so. Jetzt weiter.«

»Nu ja nu. Ich warsch a amml foan, doß se harkumma fool. Se muß hingerm Haufe eim Gemiefegaartla morkfa! (Herr Kleinfiefert notierte morkfa.) Oaber dar war ich itse amml a Schpoan eijoan, doß se droa denka fool!«

Bei diesen Worten stand der Älte auf und humpelte bis zur Giebelecke.

»Hee, Lene, kumm och amml flink har!«

Danach schlürfte er wieder zu seiner Bank zurück. Gleich darauf erschien ein rüstiges Weibsbild mit einem Tuch um den Kopf und wuschte sich die Hände an der Schürze ab. Sie riß die Augen auf, als sie den fremden Herrn bei ihrem Manne sah, und fragte voll Verwunderung:

»Woas hoots denn?«

Herr Kleinfiefert stand auf und grüßte. Aber ehe er weiter-sprechen konnte, deutete der Nachtwächter mit seinem klobigen Daumen auf ihn und meinte:

»Dar Herr dohie kimmt vum Gerichte. Ar viel sich denne Gemeenheeta uffschreibu, die de mer immer on a Kupp schmeßt. Du warscht null wissa, woas ich meene. Itse konnst se'm amml vierplatscha. Ich hoa'n Beleidigungskloage eingereicht. S ward ne onntliche Schtroofe gaan, do ward der doas Geschwutsker vergiehn. Unt wenns gutt gieht, doo wann mer noo geschieda. Ä fu muß kumma.«

Indessen schrieb Herr Kleinfiefert eifrig in sein Büchlein.

»Vierplatscha«, murmelte er, hm, hm, »Geschwutsker« ... gut, gut. Aber dann konnte er sich doch ein Lächeln nicht ver-beißen, denn er hatte auch ein wenig Sinn für Humor, obwohl er Wissenschaftler war. Als die Frau sein Lächeln sah, erholte sie sich etwas von dem ersten Schrecken:

»Nee Moan! Maar ocke! Du aaler Loatsch, wu werst du ocke hiekumma, wenn de mich ni hettst? Uffm Mistheffa täftte liega! Dar Herr fool wissa, woß de fer a Frichtla bist uff denne aala Taage. Wissa Se, seta Se sich och wieder, mit daam Moan, doas ies n verpuchte Zucht. Ich hoa immer ne Flosche Rumm eim Haufe. Wenn mer amml ank schwipperlich im a Schteppel ies, doo hoa ich a gudes Mittel dagägen. Doo koch ich a wing eigemachta Holunderfott mit Zucker unt Anis dorch unt tu a Schwut Rumm derzune. Doas ies goar siehr gutt bei Erkältunga.«

Herr Kleinfiefert nickte. Ja, ja, ein ausgezeichnetes Haus-mittel, er kenne es auch. Er hatte Loatsch und schwipperlich notiert.

»Nu fahn Se. Oaber dar Moan miels partuh nich trinka. Unt derbeine hoot a monchmool a fu a Gefuutze unt Geklinfel, doß an Hund jommert.«

Herr Kleinfiefert notierte Gefuutze und Geklinfel. Der Wächter ereiferte sich:

»Nee, doas Gezeuke maag ich nich. - Ich trink da Rumm lieber a fu wie a ies. Dei Gepontsche schmeckt ju wie Heetscha=seeche. Is ies is reene Hofawoffer.«

Herr Kleinfiefert lachte herzlich und schrieb, so schnell er konnte. Die Frau begann wieder:

»Nu woas fool ma doo derzune foan? Wiffa Se, dar Moan luchtert mer eim ganza Haufe rim. Wenn ich amml doß ich unt ich dräh a Rieke unt gieh ei a Loadn oder nunder zum Flescher, doo schnippelt dar aale Gragelsaak leberoale rim, unt wenn a unt a derwischt a Schliffel zum Schränkla, doo nimmt a an geheeriga Schlorko unt lefft, bis nische nimme eim Flafchla ies. Frieher hoot a schunt n onntliche genumma, oaber its no der Pängfenierung uff die aala Taage fool a's fein loon. Der Rumm ies fer de Erkäldung doo, oaber nich fer diech zum Loppem.«

Herr Kleinseifert notierte luchtern, schnippeln, Gragelsaak, Schlorko, loppem.

»Ich hoa derfch doo gefoat, dei Soft ies gutt fer aale Weiber, oaber nich fer sitte Kalle wie mier fein.«

»Nu hiert euch ock blußich oa! Denne Gorgel ies äbent schunt ausgebrannt, unts Gewämpe derzune. Wenn de mer ock fulga täftt, do täftt am besta foahrn. Dar Soaft ies goar siehr gutt. Wenn ma unt ma muß immer a fu eim Dreche rimknata und proncha, doo krickt ma de Schnuppe, eeb ma sicks vasitt. Doo koan ma mondmool ni giepla unt mechte ock a fu hieklecka wie a vullgemachter Schtrump. Wenn ma oaber unt ma nimmt a Schlorko vu dam Zeuke, doo ies ma baale wieder ubrich, Oaber its foan Se amml, fein Se werklich vum Gerichte?«

Der Nachtwächter sah seinen Gast aufmunternd an, aber der sagte:

»Nicht doch, nicht doch, liebe Frau, wo denken Sie hin?«

»Nu oaber, Se schreib a doch tauern?!«

»Na ja, deswegen bin ich auch hergekommen. Ich bin nämlich Mundartforscher, das heißt, ich sammle schlesische Wörter. Ich möchte ganz echte, derbe, urschlesische Ausdrücke für alle möglichen Dinge hören. Wörter, die man in anderen Gegenden überhaupt nicht kennt. Wir arbeiten nämlich an einem großen Buche, in dem diese schlesischen Ausdrücke alle abgedruckt werden.«

»Ach a fu ies doas! Nu doo schreib a Se doch ni etwan derzune, vu waam Se se hoan?«

»Nein, nein. Wir schreiben nur auf, was sie bedeuten und wo sie gebraucht werden. Und wir suchen auch nur Wörter, die im Hochdeutschen nicht vorkommen. Also zum Beispiel, wie Sie eben sagten: Rimknata, proncha, hieklecka, giepla, Schruß, Schlorko. Übrigens verstehe ich nicht alle ganz genau. Schruß und Schlorko ist wohl ungefähr dasselbe?«

»Nu nu. Mer foan a Schlorko Koffee oder a Schruß oder a Loatsch. Doas ies olls eene Plompe.«

Da fuhr der Mann dazwischen:

»Unt its warfchte neigiehn unt an onntlichen Loatsch Koffee kocha. Ich hoa schunt Dorfcht uff da Harich vu zu Mittige, unt's ies oo Zeit zum Vaspern.«

»Machen Sie sich meinetwegen um des Himmels willen keine Umstände«, rief Herr Kleinseifert, aber die Frau war schon im Haufe verschwunden.

»Nee nee, loon Se ocke. Bei ins giehts nich a fu huch naus, mier laba ordinare, wie merfch vu derheeme geweent fein. Unt's ies oo immer gutt geganga. Tun Se ins ock a Tippla Koffee unt a Schtreefla Schräfelkucha ni obfchloan. S ies noo a wing lebrich vum Sunntiche. Mer hotta Besuch. Dar Schwiegerfuhr woar doo mitt der Tochter, unte doo hott mer gebacka. Die ies ju siehr gutt verheiratt. Ar ies ei Potschke, bei derr Boahne. Kinder fein no ni doo, oaber im Friejoahr, denk ich, doo« -

»Werden Sie Großvater werden?«

»Nu nu. Doß heeßt, ich biens schunt siebamool. Villeichte its schunt noo ifterfch. Dar eene Suhn, dar mittelste vu dreia, hoot sich nausgemacht uff Amerika. Doas woar a Schtrangoos. Dar wulde schunt als klee Kind immer ei dar Weltgeschichte rimluppa. Verr drei Juhren hoot a sich a Weib genumma, unt verr eem Juhre hoot ar s leßtemool geschrieba. A hotte ne Fottegrasie vu ferner Truchtel neigelät ei a Brief. Ma kunnt sicks zwischa s Zeila zuzommareima, doß se nich zum besta sctimma. Unt menner Aalen gefiel se uff daam Bilde oo ni. Se meent, is wär a Tippla, nämlich woas de die Schwieger-tochter ies.«

»Tippla?«

»Nu ja nu. Doas wiffa Se wieder nich? Doas ies ei infer Sproache a Mensch, dar de a wing triebetimplig und zimperlich tutt. A Lulloatsch. Eener, dar de nich richtig zupacka miel oder koan. Ausfahn tutt se wie ne Modepuppe. Oaber deswägen koan se n verpuchta Dickfchädel hoan unt eem Moane s Laba schwermacha. Ne Deutsche ies nich. Nu, ich hoa's m immer gefoat unt noo geschrieba: Heiratt der nich a fu a foyniches Ding vu drieba. Such der ne Frau derheeme. Oaber doas Kraßla wulde ju ni hiern. Its fool a fahn, wie a mitt dar Hooßel fartich ward.« -

Herr Kleinseifert schrieb vergnügt ins Büchlein: Lulloatsch, foynich, Kraßla, Hooßel.

»Ja, ja, jeder muß schließlich mit seiner besseren Hälfte fertig werden. Sie sind ja auch fertig geworden, nicht wahr?«

»Hm. Ja unt nee. Wenn ma's genau nimmt, doo ies menne Aale mitt mir fartich genurn, unt's ies villeicht a fu ganz gutt. Inseereener ward its schunt ne aale Kracke. S Rimtoapern felt eem schwer. Ma krickts Reisa ei de Knucha. Doo ies schunt gutt, wenn ma unt ma hoot an energisches Weib, die eim de Klunkern zuzommehält unt ang schoffert. Ja, ja, nee, nee. Ma muus halt mondmool a Dunnrich eifchtecka. leberhaupt, wenn ma bei dar Flofche derwischt ward.«

»Da versteht Ihre Frau also gar keinen Spaß?«

»Nu jeh - fe meents velleichte ni a fu biese, wie fe tutt. Sahn Se, frieher, wie ich doß ich unt ich woar noo uffm Pustn, doo toat mer ifterfch een eim Kratschem loppenn. Oaber itse ies is verbei. Vu menner Rente krieg ich ni erschte n Biehma zu, fahn. Menne Aale hullt fe vu der Pust und verichtacht fe noo besser aß wie de Flosche. Se ies halt goar siehr geschporfam. Wie fe a jung Madel woar, doo dinnt fe beim Pauer unt doo hott fe's Schpoarn gelernt.«

»Ja, ja. Das Sparen muß man von den reichen Leuten lernen.«

»Nu nu. Mier ormes Gepreße sein de reensten Verschwender. Mier troan s meeste zum Gostwert. Woß de die Pauern fein; doo hoots a, die giehn is ganze Juhr ni ei a Kratschem, unt orme Leute hoots, die finda nich heem vum Gosthaufe. Die verbrennga die poar Heeka, eeb fe fe heemtroan.«

Herr Kleinfiefert fragte: »Heeka?»

»Heeka oder Gratscha. Nunu. Sahn Se, die aale Paurin, wu menne Aale woar, di hotte noo uffm Scharbette a Schliffel zum Geldschranke ei a Hända unt goab a ni har. Wie fe dann de Auga zugemacht hotte, doo mußta fe dan Schliffel mit oller Gewalt aus a Knucha drähn. Dooderbeine koan ma doch nischte nich mitnahma ...«

»Das ist wirklich unvernünftig. Lieber reich leben als reich sterben, stimmt's?»

»Äkkerat menne Meenung vu dar Sache. S ies ne koomsche Eirichtung, doas ganze bißla Laba ... Zulezte ies is doch egoal, ob ma uff enner zerscheeterta Klitsche oder under eem herrschottliche Dache gelabt hoot. Unt wenn ma eim Sorge leit, doo froit kee Ritlich nimmeh, ob ma bei Läbtage eim zerriffna Schwenkrieh oder eim eleganta Palletoh rimgeklunkert ies ...«

Herr Kleinfiefert vergaß über dieser erhabenen Philosophie seine Arbeit nicht und notierte fleißig. Aber da rief eine Stimme durch das Fenster:

»Dar Koffee is fartich!»

»Na, doo giehn ber nei. Giehn Se ocke ... foo. Noo a Schtücke groade aus ... Itse links de Tiere. Soo. Nahma Se Ploß. Nee, doohier! Se fein hinte infer Gost. Sie kumma uff a Ehrenseffel, fitta schtudierter Befuch krieg mer ni olle Tage!»

Die Frau stellte den dampfenden Krug auf den Tisch und schirrte den Kuchen vor.

»Nu loon Se sich ni heeßa. Giffe Se sich ei unt nahma Se onntlich Zucker!»

»Se missa mehr Zucker neitun. Mier is neulich amml schlecht, derganga. Doo hoa ich mer Salz schtott Zucker ei a Koffee geschutt. Na - doas woar n Briehe. Ich hoa baale gerbern missa!»

»Gerbern?»

»Wie foan Sie denn ei Brassel?» fragte die Frau.

»Erbrechen oder sich übergeben oder ... kotzen.«

»Kotza? Doß foan mier doohier oo. Mier hoan oaber noo mehr Weerta derfiere. Weib, denk amml nooch.«

»Ich denk ja schunn. Woart ock, mer warn fe glei eifolln. - Urbern! !- 'S gibt oaber noo ees . . .«

Herr Kleinfiefert notierte urbern. Die Frau dachte nach.

»Ich hoas! Gecken!»

»Ausgezeichnet!»

Jetzt wurde der Alte von einer Erleuchtung ergriffen:

»Kälbern! Noo ees! Sahn Se!»

»Nu, doo hinna Se no viel hiern! Nahma Se ock Kucha! Langa Se zu! Se derfa ieberr Schreiba doß Aßa ni vergassa! Hoan Se schunt die Noama fer Heulin olle uffgeschriebe? Doo hoots ne ganze Wucht ...«

»Raata«, sagte der Nachtwächter.

»Gorgeln«, sagte die Frau.

»Noatschen«, sagte er.

»Flern«, sagte sie.

»Flenna«, sagte er.

»Plern«, sagte sie.

»Nern«, sagte er.

»Wenn Se eis Geberge nuffkumma, doo wern Se schunt wieder ganz andre hiern«, sagte sie.

»Ja. Man kann fast sagen, daß jedes Dorf seinen eigenen Wortschatz hat, bestimmt aber jeder Kreis.«

»Nu nu, doß merkt ma schunt, wenn die vu Pofschke ruffkumma. Die hoan monchmool Weerta, die mier goar nich kenna. Ma denkt sich natierlich glei, wos fe bedeuta.«

»Gewiß. Das Wort ist ja in der Mundart so anschaulich in feinem Klange, daß man sofort weiß, welchen Vorgang es wiedergibt. Nehmen Sie nur die vielen Ausdrücke für Gehen, die es im Schlesiſchen gibt: jeder malt die Bewegung auf seine Art. Grageln, toapern, zotteln, zumpeln, stiefeln, klunkern, rimschuffen, rimpluppen, peefen, socken und viele andere. Oder die Wörter für langweiliges Benehmen oder Arbeiten. Gedrofel, Gedreener, Gezerre, Gemähre, Gemorkse, Getolke, Gegratsche, Gefummel - und jeder hat seine besondere Tönung. Und dann - nein, danke, ich bin gefättigt, danke, danke, ja, wirklich, danke - ja natürlich, wir können wieder hinausgehen in die Laube.«

Und draußen laberten sie weiter. -

Nach einer Weile ging ein kleiner Junge auf der Straße vorüber und sah neugierig hinein. Herr Kleinfiefert winkte ihn ans Gartentürchen, drückte ihm ein Geldstück in die Hand und schickte ihn hinüber ins Gasthaus.

»Sei aber nicht lange.«

Der Junge trabte los, und der Wächter riß die Augen auf:

»Woß hoan Sie denn doo vier?!«

»Laffen Sie nur. Er soll uns eine Flasche bringen, die wird Ihnen ganz allein gehören. Sie haben heute viel für die Wissenschaft getan. Da haben Sie sich die Flasche redlich verdient.«

»Nee, Ihr Leute! Ma mecht's nich gleeba - - eene Flosche! Eene ganze Flosche! Oaber die ies mer nich fer de Schnuppe zum Auskurieren!«

»Nein, die sollen sie zur Vorbeugung trinken. Vorbeugen ist besser als Heilen.«

»Vorbeugen ... akkerat mei Schtandpunkt! Hee, Leene, hier och, dar Herr hoot ei a Kraftchem geschickt, ar schpendiert ne Flosche!«

»Nu doo!« rief die Frau zum Fenster heraus, »doß werd dier aalen Sifflich groade recht fein! Jesses - doo kimmt ju dos Jingla schunt gerannt! Nee, nee, wie kumma Sie denn derzune, fitte Ausgoaba zu macha?«

»Ja, Ihr Mann hat heute für die Wissenschaft gearbeitet und sich diesen Trunk ehrlich verdient.«

»Hierfchte?! Ferr die Wissenschoft hoa ich gearbt! Nee - wenn ich gewußt hette, doß ma ferr de Wissenschoft a fu leichte arbta koan, doo hett ich mer oo ne wissenschoftliche Profession genumma unt ni a fu a tummes Nachtwechterlaba gefurrt ...

Na - s nächste mool. Nu breng amml a Korkezieher unt zwee Glasla har.«

»Nein, danke. Das machen Sie ganz allein leer. Übrigens muß ich jetzt sowieso gehen, meine Zeit ist abgelaufen. Leben Sie wohl und vielen Dank!«

»Ich hoa zu danka! Unt kumma Se och baale wieder. Ich war itz wetter noochdenka noo schläfscha Weertan, s hoot a noo goar siehr viele! ... Unt wenn doß mit dar Wissenschoft a fu ies, doo mecht ich noo ifterfch ferr fe arbta!«

»Nu doo, doß mecht der possa! Nee, nee, s ies schunt gutt, dos de Nachtwechter gewast bist. Als Wissenschoftler werfchte villeichte ieberhaupt nimmeh aus m Suffe nausgekumma!«

DER WEG ZUR VOLLENDUNG

»Sag', warme Quelle, wo kommst du her?
Aus dunkler Tiefe verfunkenem Meer?
Was ist hier auf Erden dein Begehrt?
Ich komme aus Gottes Ewigkeit!
Zum Lichte drängt mich der Menschen Leid,
Bis sie von ihren Schmerzen befreit!

Adolf Sonnenburg, Bad Warmbrunn.

Fährt man mit der Hirschberger Talbahn von der Stadt Hirschberg auf das Riesengebirge zu, dann biegt die Bahn hinter Herischdorf in das idyllische Bad Warmbrunn ein und passiert, bevor sie den Schloßplatz erreicht, in der Hauptstraße das in einem weiträumig-dunklen, aber freundlichen Garten liegende Haus »Bellevue«. Darin wohnt Professor Armin Seydelmann, ehemals prominentes Mitglied des Wiener Burgtheaters. Sein Vater Wilhelm Seydelmann, ebenfalls Schauspieler, hat 1846 dieses schöne Landhaus gebaut, eben an dieser Stelle, um die überwältigende Aussicht auf das Gebirge und die heilsame Ruhe des Bades Warmbrunn zu jeder Zeit und Stunde genießen zu können. Vor allem aber entsprang der Bauplan dem Gedenken an seinen Vater, den großen Schauspieler Karl Seydelmann, der einige Jahre vorher in Warmbrunn Heilung von seinen schweren Leiden gesucht und gerade an dieser Stelle des herrlichen schlesischen Landes beim Betrachten der Berge und im Frieden der Natur wahrhaft innerlich Befriedigung gefunden hatte. -

Karl Seydelmann wurde am 24. April 1793 in Glatz als Sohn eines Kaufmanns geboren. Seine frühe leidenschaftliche Liebe zum Theater ließ ihn 1815 in Breslau seine Bühnenlaufbahn beginnen. Mit einer zähen Energie ohnegleichen überwand er seine schwache körperliche Verfassung und seinen Zungenfehler.

V O N A L F R E D M A I

Er bezwang derartig äußere Hemmnisse mit eisernem Fleiß und mit dem Glauben an seine Berufung, - dem Anfinnen, ihn zum Rücktritt von der Bühne zu bewegen, zum Trotz. Vier Jahre später versuchte er sein Glück in Grätz, Wien, Preßburg, Olmütz, bis er schließlich in Prag seine einzigartige Begabung zum Charakterspieler entdeckte. Von da ab ging es unaufhaltsam aufwärts. Das nächste Engagement, Kassel, machte ihn berühmt. Trotz schwerer Krankheiten und drückender wirtschaftlicher Sorgen, trotz einer menschlich-minderwertigen Umgebung und trotz unangenehmer Zerwürfnisse mit der Direktion blieb er dem Gesetz seiner Persönlichkeit treu. Er arbeitete fleißig und unbeirrt weiter. Auf einem seiner zahlreichen Gastspiele (Elberfeld, Düsseldorf, Hamburg) kam er auch nach Darmstadt und wurde dort für 1828/29 verpflichtet. Von hier ging es nach Stuttgart. In den nächsten Jahren lud ihn das Königliche Hoftheater Berlin ein. Er folgte diesem Rufe erstmalig 1835. Auf Grund seiner großen Erfolge beim Berliner Publikum und der Anerkennung, die ihm auch durch den König von Preußen zuteil wurde, folgte er 1838 dem Rufe dieses Theaters und blieb dessen hochgeschätztes Mitglied bis zu seinem Tode am 17. März 1843. -

Karl Seydelmanns an Jahren kurzer Lebensweg war wohl ein unentwegter Aufstieg, aber keine sogenannte glänzende Laufbahn, auf der das Glück einem Künstler heiter, strahlend und gewissermaßen sorglos zulächelnd die Lorbeeren des Triumphes zuwirft. Immer im Kampf mit körperlicher Unzulänglichkeit und stets im Brennpunkt »kollegialer« Intrigen, mußte er sein Gesetz verwirklichen. Hätte er seinen Beruf, das Theater und alles was mit der Bühne zusammenhing, nicht so fanatisch geliebt, wäre er bestimmt über die fast unüberwindlichen Hindernisse gestolpert. Aber er, der Sohn des schlesischen Gebirges, dessen heiliger Wille, hart wie der Granit der heimatlichen Berge, die Kurzsichtigkeit kleiner Geister

und das leichtsinnige Komödiantentum seiner Umgebung zer-
schlug, kümmerte sich niemals um Mode, um Schlagworte,
um böswillige Kritik oder um die Gunst eines wankelmütigen
Publikums. Wenn jemand die Forderung Schillers vom
Theater als einer »moralischen Anstalt« im tiefsten Sinne er-
kannt hat, dann war Seydelmann einer von den wenigen
großen deutschen Geistern, die dieser Erkenntnis nicht nur
stattgaben, sondern sie als schauspielerische Leistung sichtbar
vorlebten.

Jede große Persönlichkeit, der Künstler insbesondere, muß
sein inneres Gesetz, das Gesetz seines Lebens, das ist die Idee
seiner Persönlichkeit im Rahmen der Gemein-
schaft, gestalten. Er muß mit den dunklen Mächten seines
unteren Bewußtseins, mit dem »Dämonischen«, wie es Goethe
bezeichnet, ringen, um sich nicht in dunklen Ahnungen,
privaten Geschichten zu verspinnen und als Wanderer über den
Wolken nutzloses Nicht - da - Sein zu führen. Wenn er diese
triebhaften Wirklichkeiten, diese im Unbewußten schlummern-
den oder unklar aufdämmernden Gefühle, diese gefühlsmäßig
hindernden Triebe, diese seelischen Antriebe in die Klar-
heit der Form hebt, wenn er dem Gestaltlosen
Gestalt verleiht, indem er es, gebändigt, ins Tageslicht
des wahrhaften Lebens stellt, dann wird er Meister. Dann
dient er, und das erkennen wir Heutigen wieder als das
Entscheidende, der Gemeinschaft, das ist seinem
Volke.

In diesem Sinne erkennen wir die Lebensarbeit und die wahr-
haft klassische Leistung dieses großen Schauspielers.
Seydelmann hat, wie selten einer seines Faches, in die
Geheimnisse der darstellenden Kunst einzudringen versucht.
Er hat sich niemals auf die in jedem Falle zufällige Umgebung
des Augenblicks, auf die Stimmung, auf einen Romantik vor-
täuschenden Kulissenzauber, am allerwenigsten aber auf Effekt-
hascherei, verlassen. Als Sohn des schlesischen Gebirges trug
er unauslöschlich die großartigen, aber festumrissenen Kon-
turen der Berge in seinem Herzen, dieser aus der mütterlichen
Erde gewachsenen, festverwurzelten Giganten, die in den
Himmel aufzuragen scheinen. So war er seiner schle-
sischen Heimat getreuer Sohn.

Und so pflanzte er auch seinem Sohn die ewigen Gesetze des
Schaffens, das Ethos der Arbeit ins Herz. Diese schier
zahllosen Briefe, die der Vater dem Sohn schrieb, bergen eine
Fülle von Lehren, Ermahnungen, Hinweisen, Unterweisungen
über die Pflichten eines Schauspielers und Lebensweisheiten
eines Meisters seines Faches.

»Viel Lernen, heißt: die Dummen und Bedürftigen sich zins-
pflichtig machen und sich die Freude an der Welt vermehren,
denn je weiter unsere Kenntnisse reichen, je mannigfaltiger

wird unsere Teilnahme, unser Genuß. Der Dumme ist arm
und blind.«

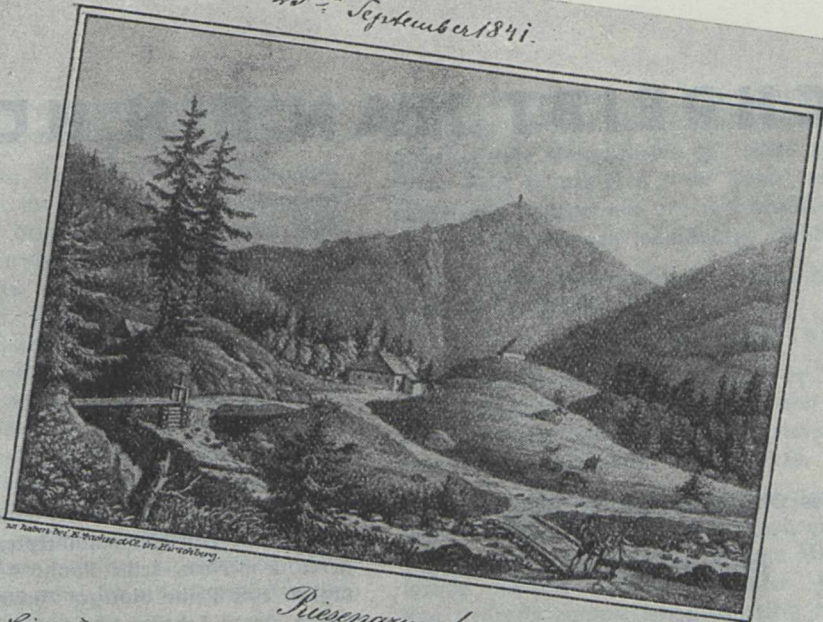
»Wie lange wird es noch dauern, bis die Künstler ihres
Tempels würdig sind? August Wilhelm Schlegel wird doch
recht haben, wenn er sagt: Daß nichts seltener sei als ein
wahrhaft großer Schauspieler. Und wer weiß es, was alles
dazu gehört, kann er von sich glauben, daß er einer sei?
Aber rechte Liebe zur Kunst, Talent und gesunder Ver-
stand können ihn dem Ziele nähern. Doch muß er sich von
jenen bunten Lappen - von dem Wörtchen »genial« nicht
irritieren lassen. Wunderbar, daß ein so kleines Wort noch
immer der Irrwisch ist, der Leute zu Schafsköpfen verkehrt,
die sonst ganz gescheite und liebe Kerle sind. Es möchte sein,
wenn die Sache nur nicht dabei litte! Denn, kaum weiß
sich ein schwindelnder Priester der Kunst ein »Genie« genannt:
gleich wirft er alles von sich ab. Fleiß, Studium, Bescheiden-
heit und Vorschrift, - (ein schrankenloser Narr, in puris
naturalibus, stolziert er hin, und was er fallen läßt, heißt
genialer Wurf, und Shakespeare, Goethe und Schiller mögen
sich bei ihm bedanken. Arme Kerle, diese Dichter! ..)«

»Das Reich der Kunst ist kein Schlachtfeld, auf dem blinde
Wut und Verzweiflung mit dem Rufe: Samuel, hilf! nach dem
Siegerkranze zu ringen haben, das hieße: das geängstigte
Blut eines Bedrängten ist das Gegenteil von dem, was
den Künstler erfüllen soll. Dieser Bedarf der ge-
läuterten, vom Verstande klug und zweckmäßig be-
herrschten, heiligen Flammen. Die Flamme schenkt Gott,
läutern müssen wir sie selbst, dazu gehört Fleiß und
Zeit.«

»Nichts gräßlicher, als ein ungebildeter, dummer Mensch!
Steht er nicht gleich unter dem lieben Vieh? Ein un-
wissender, roher Schauspieler ist gar nicht auszuhalten und
Direktoren, die ihn auf der Bühne dulden, müßten an den
Pranger gestellt werden, weil sie den Müßiggang in Sold
nehmen und Lasterhaftigkeit nach jeder Richtung hin be-
fördern.« -

Es erscheint nun selbstverständlich, daß ein Künstler, der in
diesem hohen Maße von seiner Aufgabe befaßt und dazu ein
klarer Kopf war, zur Vollendung des Lebens gelangen mußte.
In seiner klugen, geistigen Überlegenheit und in seiner wahr-
haft mannhaften Haltung stand er haushoch über einem
Komödiantentum, »dem die Nachwelt keine Kränze flicht.«
Für uns Heutige aber - zur Ehre Schlesiens sei es
festgestellt! - ist Karl Seydelmann nicht nur der große
deutsche Schauspieler, der in kongenialer Art die
dramatischen Meisterwerke der deutschen Literatur lebendig
machte, sondern auch einer von den großen rich-
tungweisenden Persönlichkeiten, die deutsche
Geistesgeschichte mitgestaltet haben.

Warmbrunn, den 23^{ten} September 1841.



von A. H. v. Schlegel del. et. H. v. Schlegel sculp.

Piesengrund.

Die Forderung soll dich lehren
Du lernst Warmbrunn zu kennen,
Doch sei zu ihm nicht zu eilen,
Milde weisheit laß dich lehren,
Die Kunst nicht in dem Wissen
Nur Wissen selbst zu verstehen;
Denn sollen sie nicht vergeblich
Auf nutzlosen Wegen.

Pückert.

Warmbrunn liegt in einem der schönsten Thäler auf Gottes
weiten Erde. Ist doch ab zum erstenmal von einem unglücklichen
Jahre, auf dem Wege von Stobrodorf her, zu einem schönen
Tage, gegen Abend. Ich bin mit ein paar kleinen Kindern
auf der Straße von Landsbrunn nach Schriedeberg und Erd.
mannsdorf mit freundlicher Bewilligung, mit Ebe weisung
Gottes erfüllt, so war es mir bei'm Ausblick meiner Anwesenheit,
als ich empfand, ich hätte einen Frieden, und ich würde mich
zufrieden, in der Heimat geblieben. Hier die ersten Schritte
den kleinen Ort von einem überaus schönen Augen, nicht ein
schon von dem kleinen künftigen Ort von dem Erdmannsdorf,
genießen einen, schönen Abend, nicht ein, von dem Ort
das kleinste und schönste. Hier die ersten Schritte
auf dem Weg mit der Straße nicht schön - schönem Augen,

WIE SCHREIBT MAN EIN HÖRSPIEL?

»Der Weg des Ohra ist der gangbarste und nächste zum Herzen« Friedrich Schiller.

(Über das gegenwärtige deutsche Theater.)

Der dänische Schriftsteller H. Willumfen hat sich einmal die Frage gestellt: wie man ein Hörspiel schreibt. Weil ihm in diesem Augenblick der Schalk im Nacken faß, gab er, oh Ironie, folgende Regeln zum besten:

1. Man kauft 25 Blatt weißes Briefpapier.
2. Leih eine Schreibmaschine.
3. Setzt sich mit angespannter Aufmerksamkeit und gespitztem Bleistift vor das Radio, jedesmal wenn im Programm »Hörspiel« steht, und notiert sich alles, was darin fehlt, um es zu einem Erfolg zu gestalten.
4. Nachdem man ein halbes Duzend Hörspiele hinter sich hat, sammelt man alle gemachten Bemerkungen und hat so das Skelett zu dem richtigen Hörspiel.
5. Man erfindet eine Handlung und baut sie um das vorher erwähnte Skelett herum aus.
6. Schaltet allerlei wohlklingende Laute ein, wie das Brausen des Meeres, Revolvergeschüsse, Abfahrt eines Zuges, Autohupen, Radfahrklingeln.
7. Legt das Resultat in einen Briefumschlag und adressiert es an die Rundfunkleitung.
8. Teilt darauf der Presse sowie allen Bekannten mit, daß man ein Hörspiel geschrieben habe. Wenn man trotzdem keinen Kredit mehr darauf erhält, wappnet man sich mit Geduld und setzt sich hin und wartet auf die Post.
9. Drei Monate später kommt das Manuskript zurück, man bedauert, es leider nicht verwenden zu können.
10. Worauf man die 25 Blatt Papier nimmt, sie zerreißt und ausgeht, um einen hinter die Binde zu gießen.«

V O N A L F R E D M A I

So boshaft der Inhalt dieser »10 Gebote« auch sein mag, für die meisten Hörspielmanuskripte, die bei einem Sender eingereicht werden, trifft Punkt 9 zu. Abgesehen davon, daß täglich eine Reihe blutiger Anfänger ihre kümmerlichen Produkte, deren Lektüre schon eine Zumutung an den Prüfer ist, einschicken - auch bei vielen Berufsschriftstellern herrscht eine erschreckende Unkenntnis von Gehalt und Gestalt des Hörspiels.

Nun stimmt es allerdings, daß gewisse Leute den Rundfunk über die Achsel ansehen, weil ihr reaktionärer Unglaube dieses Institut in der Vielfalt seiner Darbietungen und in der Jugend seiner Existenz, vor allem aber in der revolutionierenden Art seiner Gestalt für ein technisches Monstrum halten, das alles Gute, Schöne, Überkommene vernichtet.

Deffen ungeachtet aber bleibt der Rundfunk eines der gewaltigsten Kultur- und Propagandainstrumente. Die Gegenwart hat es bereits bewiesen und die Zukunft ist ohne ihn nicht denkbar. -

Wenn man das vielgerühmte Tempo, die Schnellebigkeit und die überraschend technische Entwicklung unserer Zeit erwägt, erscheint es verwunderlich, daß es noch Absseitige gibt, die das Wesen der Zeitenwende, wenn auch nur in unendlicher Annäherung, noch nicht erfaßt haben. Man kann heute wohl verstehen, daß die Zeitgenossen von »damals« das Ur-Radio als technische Spielerei belächelten, daß Dichter und Schriftsteller den »Funk« anfangs mit dem Theater beispielsweise keinesfalls auf eine gleiche Stufe gestellt hätten. Nur ganz allmählich bemerkte man die ständig wachsende Bedeutung, den immer breiter und weiter um sich greifenden Einfluß. Die Hörerzahlen stiegen langsam, bis sie mit der Herrschaft des Nationalsozialismus ungeahnte Höhen erreichten. -

Nun zum Hörspiel! - Beim Studium der alten Funkprogramme stoßen wir, infolge der soeben angestellten Überlegungen, notwendigerweise auf merkwürdige Gebilde, die mit dem

Rundfunk, als moderner, völlig neuartiger und vollkommen anders gearteter Erscheinungsform nichts zu tun haben.

Infolge Fehlens »ursprünglich funktisch eingestellter und schaffender Dichter« übernahm man aus der überkommenen Literatur und dem Spielplan des Theater Stücke, die man für das neue Institut »einrichtete« oder »bearbeitete«. Visuelles wurde in Optisches umgemodelt, verschiedenes wurde weggelassen, gestrichen, Eiselsbrücken wurden gebaut und dies Bastardwerk wurde durch den Äther geschickt. Man nannte es durchschnittlich »Sendespiel«. Im Laufe der Jahre wurden Ansätze zu eigener, unabhängiger Gestaltung sichtbar, hier und da regte sich Interesse für den Rundfunk und bezeichnenderweise im besonderen für das Problem des Sendespiels - der Begriff »Hörspiel« bedeutete damals noch die Kunst des Unerreichbaren, er wurde deshalb mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet - weil man, sehr richtig, in der Kunstform des Spiels, als einer greifbar künstlerischen Gestaltung, am ehesten die Ansatzpunkte für eine Durchdringung der Problematik zu erkennen glaubte.

Die politische Wendung brachte auch hier die Entscheidung.

Der Nationalsozialismus mit dem natürlichen Instinkt, gesichert durch die jahrelange erkennende Beobachtung aller Lebenserscheinungen der modernen Welt, erfaßte die Situation durch tatkräftigen Eingriff: er mobilisierte die schöpferischen Kräfte, indem er ihnen das Wunder Rundfunk als das kulturelle Phänomen ihrer Zeit deutete.

Die systematische Pflege des Hörspiels und das intensive Bemühen um das Wesen dieser werdenden Kunstform ergaben die eindeutige Erkenntnis vom Hörspiel als rundfunk eigenem Kunstwerk. Gott sei Dank, ging all dies Bemühen auf das praktische Schaffen aus. Der Rundfunk ging an die Autoren heran, gab sinnvolle Aufträge, arbeitet in ständigem geistigen Austausch mit den Autoren und erbrachte in der Sendung die Gestalt des Werkes als Beweis für die Eigengesetzlichkeit des Hörspiels.

Das Bedürfnis, diese durch die Praxis bekundete Eigengesetzlichkeit auch in dramaturgischen, gewissermaßen wissenschaftlichen Untersuchungen zu erforschen, war eine notwendige Folgeerscheinung.

So erschien 1936 die grundlegende Dramaturgie

„Hörspiel und Schauspiel«

von Kurt Paqué, herausgegeben vom Rundfunkamt der Reichsjugendführung, Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau. Der Verfasser hatte sich die Aufgabe gestellt, die Struktur des Hörspiels zu erkunden - er meint, damit die Geheimnisse handwerklicher Technik aufzuhellen - um die Wirkungsmöglichkeit auf den Hörer zu erkennen. Durch eine grund-

fätzliche Vergleichung mit dem Schauspiel und eine reinliche Scheidung der Phänomene Rundfunk und Theater zeigte er grundlegende Unterschiede, vor allem aber - und das ist in jedem Falle zu beachten - die Kunst des Hörspiels als einen neuartigen Ansatzpunkt dramatischen Gestaltungswillens und als eine vollkommen selbständige künstlerische Form.

Und in diesen Tagen erscheint soeben das jüngste Werk, das Hörspiel betreffend:

Das Hörspielbuch

herausgegeben von Hans Kriegler, Präsident der Reichsrundfunkkammer, unter Mitarbeit von Kurt Paqué, Leiter der Abteilung Spielleitung am Reichsfender Breslau. Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau 1938.

In einem trefflichen Geleitwort setzt sich der Herausgeber für das Hörspiel als Kunstwerk ein. Indem er es vorbildlich als Träger deutscher Geistigkeit und als Mittler deutscher Muttersprache für die Deutschen in aller Welt erkennt, gibt er ihm tiefste Bedeutung und gleichzeitig höchste Verantwortung. Er zeigt rücksichtslos die Fehler auf, die dem Hörspiel Feinde unter den Hörern schaffen könnten, gibt aber auch den Hörern ihre Verhaltensmaßregeln.

Der Sinn des »Hörspielbuches« liegt in diesem einen Satz beschlossen:

»Das vorliegende Werk soll nun dazu beitragen, den deutschen Dichtern und Schriftstellern das Tor zur Mitarbeit am deutschen Rundfunk zu öffnen.«

Es ist Tatsache, daß heute die deutschen Dichter und Schriftsteller Hörspiele schaffen wollen, daß sie aber andererseits glauben, durch mancherlei Gründe von der Arbeit abstecken zu müssen oder wenigstens den rechten Mut nicht aufbringen zu können. Der Herausgeber ist großzügig genug, die Wahrheit zu sagen: Er räumt alte Vorurteile des Rundfunks bei Seite (»Urfendungsimmel«, mangelhafte Honorierung, Problematik gewisser Hörspielerei) und verpflichtet damit die Autoren zu ungehemmter Arbeit.

Da gerade der Präsident der Reichsrundfunkkammer, als Praktiker vom Reichsfender Breslau her, die Situation voll auf zu würdigen imstande ist, erscheint es als eine Selbstverständlichkeit, daß nur er die Idee zu dem vorliegenden Hörspielbuch haben konnte.

Das Werk ist in feiner konkreten Gestalt vorbildlich.

Kurt Paqué, bekannt als Verfasser des oben erwähnten Buches »Hörspiel und Schauspiel« und als schöpferischer Hörspielautor, hat aus der Fülle der Literatur sieben Musterbeispiele ausgewählt, sie vollständig abgedruckt, zur Kenntnisnahme vorgelegt und jedem eine dramaturgische Erläuterung beigelegt.

Jeder, der sich für das Hörspiel interessiert, vor allem aber der Dichter, der in die Geheimnisse des Rundfunkschaffens eindringen will, läßt zuerst das jeweilige Werk auf sich wirken, um seine Erkenntnisse anschließend durch das Studium der Betrachtungen eines bewährten Fachmannes zu kontrollieren bzw. sich auf den rechten Weg lenken zu lassen. Die Anlage des Werkes, in Ausführung der eminent fruchtbaren Idee Hans Krieglers, lehnt eindeutig eine Parallele mit dem »Nürnberger Trichter« oder die Verwechslung mit einem Lehrbuch »Wie schreibt man ein Hörspiel?« ab.

Der Mitarbeiter Kurt Paqué stellt knapp und klar gewisse Grundgesetzmäßigkeiten des Hörspiels heraus: »Grundsätze, die erprobte und erfolgreiche Erkenntnisse der Praxis sind . . .« Es dürfte bekannt sein, daß verschiedene Versuche und Abhandlungen, in das Geheimnis des Hörspiels einzudringen, vorliegen (Pongs, Das Hörspiel, 1930; Kolb, Horoskop des Hörspiels, 1932; Echert, Gestaltung eines literarischen Stoffes in Tonfilm und Hörspiel, 1936) und jeder der Forscher zum Teil ängstlich bemüht ist, dieser jugendlichen Kunstform durch Abstraktionen Gewalt anzutun. Das ist in diesem Werk von vornherein eine Unmöglichkeit, da die ausgewählten Hörspiele ja selber sprechen können - wenn auch nur in der Form des gedruckten Wortes.

Die mögliche Einwendung, daß Paqué aber doch durch Aufstellung von »Grundsätzen« auf eine gewisse Festlegung abziele und dadurch den Weg zu dichterischer Freiheit verbaue, läßt sich nicht begründen. Alle positiven Aussagen über Notwendigkeit reiner Dramatik, die Forderung unmittelbaren, besser: direkten Geschehens, die Erkenntnis des szenischen Aufbaus, der Primat des Wortes und die Bedeutung des Dialogs sind wohl Grundsätze oder Gesetzmäßigkeiten. Aber infolge ihrer Herkunft aus dem lebendigen Werk sind sie nicht wegzuleugnende Erfahrungstatsachen. Dadurch, daß sie Ergebnisse der Wechselwirkung konkreter

Rundfunkarbeit und ebenso konkreter Hörerpsychologie bedeuten, bestehen sie als das »rundfunkmäßig Richtige« zu Recht.

Und wenn es so etwas »Richtiges« gibt, dann soll man es auch mit aller Bestimmtheit aussprechen. »Rundfunkgemäß und richtig ist, was sich dem Instrument Rundfunk angepaßt hat, seine technischen Möglichkeiten rest- und bedingungslos ausnutzt und durch diese Ausnutzung des gesamten technischen Instruments zu einer so vollkommenen Gestaltung kommt, daß es in jedem Augenblick und in jeder Phase des Geschehens auf uns wirkt.«

Die Männer des deutschen Rundfunks wissen aus ihrem täglichen Schaffen und aus der Zusammenarbeit mit den Autoren, daß gerade bei diesen das Bedürfnis nach einer intensiven Klärung des gesamten Fragenkomplexes besteht. Die Besprechungen auf der Arbeitsgemeinschaft des Reichs senders Breslau mit einer Reihe deutscher Dichter und Schriftsteller Anfang 1937 in Berlin, bei denen der damalige Intendant des Reichs senders Breslau Hans Kriegler in gemeinsamer kameradschaftlicher Fühlungnahme die Notwendigkeit solcher Klärung aussprach, ergaben eindeutig die Tatsache, daß die Autoren in das Geheimnis des Rundfunks und seiner spezifischen Kunst, des Hörspiels, einzudringen und zu aktiver Mitarbeit gewillt sind.

Nun ist das »Hörspielbuch« von Hans Kriegler, schon damals angekündigt und in seiner Idee begeistert aufgenommen, erschienen. Methodische Forschung hat den schöpferischen Kräften die Möglichkeit des Einfasses nachgewiesen, der Weg ist aufgezeigt: Der Dichter hat das Wort!

DER BIRNBAUM ERZÄHLT

Viele Bäume stehen im Garten, aber der schönste unter allen ist der alte Birnbaum. Wohl mehr als hundertmal sah er den Kreislauf des Jahres sich vollenden, doch seine Kraft, zu blühen und Früchte zu tragen, hat kaum gelitten in all den langen Jahrzehnten. In einer Herbstnacht raubte ihm der Sturm ein paar Äste. Krachend splitterten sie vom Stamme. An einem kalten Wintermorgen sprengten Frost und Sonne ein großes Stück schützender Rinde aus seinem Leibe heraus, und oft, wenn er in voller Blüte stand,

V O N E R N S T S C H E N K E

streuten die Eiseiligen Schnee oder Reif über ihn. Dann starben wohl seine Blüten, und manches junge Blättlein hing schwarz am Gezweige, wie von tödlicher Glut versengt, er selbst aber blieb ungebrosen in seiner Fruchtbarkeit und seinem unzählbaren Drang zur Sonne.

Wieder ist sein Haupt mit weißen Blüten überschüttet. Die Eiseiligen waren gnädig in diesem Jahre. Der Kuckuck ruft, und ein warmer Maienwind weht durch den Garten. Der alte Birnbaum blickt auf die Stämmlein nieder, die der

Bauer erst im vergangenen Herbst gefest hat, und die sich mit jungem Laub, ja sogar mit ein paar Blüten geschmückt haben. Der schmeichelnde Wind macht den alten Birnbaum gesprächig, und er fängt an zu erzählen. Viel hat er erlebt und erfahren. Er könnte von schrecklichen Stürmen reden, von Schneefällen, so gewaltig, daß seine Äste die weiße Last kaum zu tragen vermochten, von schweren Gewittern oder Feuerbrünsten. Ja, er hat sogar drei Kriege miterlebt. Doch von alledem spricht er heute nicht. Ihn bewegt das Gedenken an jene Zeit, da die Bäume im Garten für den Bauern noch lebendige Hausgenossen waren wie das Gefinde und das Vieh, Wesen, mit denen er sprach, die er in den Kreis seiner großen Familie einbezog.

Wenn in der Julnacht die Sterne heller glitzerten und weihnachtlicher Glockenklang über die weißen Felder hallte, dann standen die Bäume im Garten regungslos. Noch hatte der milde Jäger seine Meute nicht entfesselt, noch gellte sein schrecklicher Jagdruf nicht durch die Nacht. Mildes Kerzenlicht fiel durch die Fenster des Bauernhauses in den verschneiten Garten. Die Tür ging auf und ein kleiner Junge trat heraus, manchmal auch ein Mädchen, stapfte ein paar Schritte durch den Schnee und rief: »Ihr Bäume im Garten. Christus der Herr ist geboren.« Um Mitternacht aber kamen der Bauer und die Bäuerin selber, schütteten Obstschalen unter jeden Baum, faßten sich an den Händen und tanzten um alle Stämme. Zuletzt hingen sie an jene Bäume, die ihnen besonders lieb und wert waren, alte Kleider. Der Stamm eines jeden Baumes aber wurde mit Strohflehen umwickelt, die beim Christmahl unter dem Tische gelegen hatten, und in ihre Astgabeln legte der Bauer kleine oder große Feldsteine. Er wußte nicht, daß er damit uraltem heidnischen Brauchtum huldigte. Er tat es, weil es sein Vater und sein Großvater getan hatten, aber er glaubte fest daran, daß er durch die getreuliche Übung dieser Sitte die Mächte des Himmels beschwören könne, seinen Bäumen Fruchtbarkeit zu verleihen. Wunderlich mag es klingen, was der alte Birnbaum erzählt, aber wahr ist es, und er hat es selber erlebt in so mancher Weihnacht. Seht ihr den Pflaumenbaum dort in der Ecke, wo die drei Grenzen zusammenstoßen? Zu ihm gingen in jenen Nächten die jungen Mädchen, schüttelten ihn und fangen:

Liebes Bäumlein, ich schüttel dich,
Feine Liebe, rüffel dich,
Belle, Hündlein, belle,
Wo ist der Liebste mein?

Wenn dann ein Hund bellte, irgendwo, dann wußten sie, daß aus jener Richtung einmal ihr Liebster herkommen werde. Ja, die Mädchen, wo sind sie alle hin? Die zur Zeit der Sonnenwende in den Garten kamen, sich unter den Birnbaum stellten, aber so, daß sie ihn nicht sahen, und ein

Kränzlein aus neuerlei Blumen rücklings über sich warfen. Sie wollten erfahren, ob im kommenden Jahre ein Freier bei ihnen anklopfen werde, oder ob sie noch lange warten und ledig bleiben müßten. blieb das Kränzlein hängen, dann war der Erfehrte nicht mehr fern. Fiel es jedoch beim ersten, zweiten und dritten Male herab, dann schlich das Mägdlein betrübt nach Hause. War aber eine in den seligen Brautstand erhoben worden, dann verfäumte sie nicht, wenn die Stunde des Scheidens von Haus und Hof gekommen war, auch den Bäumen im Garten ein Lebewohl zu sagen. Der alte Birnbaum nickt mit seinem weißen Blütenhaupte. Glaubt mir, ich habe manche Abschiedsträne fließen sehen, und es war nicht immer das Glück, dem solch eine Braut entgegenging.

Wie still es auf einmal im Garten ist. Der alte Birnbaum erzählt, wie des Bauern Urgroßvater starb. In einer Herbstnacht war es. Der Mond hatte sich hinter einer Wolkenwand versteckt, es war dunkel auf Erden. Nur im Bauernhause brannte ein schwaches Lichtlein. Da ging die Tür, und die Bäuerin, mit einer Laterne in der Hand, trat in den Garten, gebeugt von Trauer und Schmerz.

»Ihr Bäume«, sprach sie, »der Bauer ist gestorben, unser Herr.« Das war in jenem Jahre, als ein Apfelbaum im Garten zweimal geblüht hatte. Ein Baum zur Unzeit blühend bedeutet Tod, hieß es damals, und es war niemand, der daran zweifelte.

Warum lächelt der alte Birnbaum auf einmal? Es fällt ihm etwas ein, woran er längst nicht mehr gedacht hat. Weihnachten war es. Der Bauer und die Bäuerin hatten alte Kleider auf die Bäume gehängt, dann waren sie ins Haus zurückgegangen. Aber es war ihnen nicht aufgefallen, daß durch eine Ungeschicklichkeit der Magd außer den alten Sachen auch das neue Wollhemd des Bauern auf einen der Bäume geraten war. Der Bauer lag schon im Bett, da merkte er es, und ohne sich zu bedenken, sprang er aus den Federn und lief im Unterzeug in den Garten hinaus. Da er jedoch nicht wußte, auf welchem Baume das Hemd hing, lief er hin und her, suchte und suchte und sah plötzlich ein paar junge Mädchen vom Pflaumenbaume an den drei Grenzen herüberkommen. Schnell wollte er fliehen, doch es war zu spät. Zu hell war die Nacht, zu weiß der Schnee ringsum. Da kam er auf einen schlaun Gedanken. Er streute Schnee auf seinen Kopf, stellte sich unter den Birnbaum und nahm die Haltung eines Schneemannes an. Ganz still stand er in seinem weißen Wollezeug, und die Mädchen gingen vorüber und merkten nichts.

Der alte Birnbaum schweigt. Weiße Blütenblätter fallen aus seinen Zweigen und Kuckuckruf hallt durch den grünen Garten hin.

E I N V E R W E H T E S L I E D . . . !

V O N H A N S - G E O R G R E H M

Eine laue Spätfommernacht liegt über dem Katzengebirge. Träge und faul streicht der Ostwind über die Föhren der Hügel, schleicht hinab ins Tal, läßt den Wetterhahn auf dem Riemberger Kirchturm manchmal ein müdes, blechernes Singen ausstoßen und tastet sich weiter bis in den dunstigen Bereich der Oderniederung. Es ist die Zeit, in der man das Grummet schneidet. Der Bauer ist schon vor dem ersten Hahenschrei auf den Wiesen, denn die Tage sind schwül und ein Wetter kann das Futter für ein halbes Jahr verderben oder vielleicht oderab schwimmen lassen.

Der Schulze von Riemberg, der mit seinen zwei Pferden den Weg nach Tannwald hinaussockelt, spitzt die Ohren und lauscht: Ein fremdes Geräusch liegt in der Luft, es ist anders als das Brechen des Wildes im Unterholz oder das Schnaufen des Keilers, wenn er die Felder umbricht. In der Ferne schlagen Hunde an, aber das ist eine ganze Meute und nicht nur das verschlafene Bellen eines einzelnen Dorfkötters, wenn etwa ein verspäteter Reiter über das Pflaster der Dorfstraße klinkert.

Auf der Straße, die von Wohlau kommend, sich über Riemberg nach Obernigk hinzieht, bewegt sich schweigend ein langer Zug. Vornweg reiten acht einzelne Reiter, dann folgt es dicht auf dicht, Reiter, Wagen, noch einmal Reiter und dann wieder Wagen. In ledernen Taschen hängen kurze Gewehre an der Seite winzig kleiner Panjepferdchen, auf denen überlange Menschen durch das Gelände ziehen. Wenn eine Wolke den Mond für Sekunden freigibt, dann blitzen silberne Zarenadler auf hellen Pelzmützen, und wenn ein Gaul ins Stolpern kommt, dann hört man es in einer fremden Sprache fluchen. - Die Armee Tschernitschefs rückt an gegen Breslau.

Die Augen der Kosaken suchen das Dunkel zu durchdringen, wandern nach links, wo sich der Hochwald über zarte Hügel spannt, und nach rechts, wo ein paar Birken einsam aus Bruch und Heide ragen. Schön ist es hier, fast so schön wie in der Heimat drunten am Don, wo auch kleine Hütten

unter ihren Strohdächern im Heideland liegen, wo des Abends die Balalaika klingt, wenn die Schnitter von der Ernte heimgekehrt sind, wo man die wilden Tänze tanzt und die schwermütigen Lieder singt von der Liebe, von Mütterchen Rußland und von heißen Schlachten, die ein tapferer Großfürst mit seinen Kosaken gewann.

Und irgendwo beginnt einer ein Lied von der Troika, die durch die dampfende Steppe jagt, von grünäugigen Wölfen, die dem einsamen Reiter auflauern, und von der braunen Katja, die mit blanken Augen hinter dem Wachholderstrauch wartet, abends, wenn die Sonne zur Rüste gegangen ist. Das Lied pflanzt sich fort von Kolonne zu Kolonne, und als es verklungen ist, da beginnt das Lied von Väterchen Zar, der seine Kosaken in der ganzen Welt reiten läßt, für fremde Herren und für rollende Rubelchen.

Hoch und hager sitzt Tschernitschew im Sattel. Falten ziehen sich über seine Stirn, Furchen haben sich um seinen Mund gegraben. Spöttisch sieht er auf die Fahne, die ein Junker vor ihm trägt: Krämerkrieg das! - Peter, der große Zar, hat die Fahne einst dem Regiment gegeben, damals, als man noch um Rußland kämpfte, aber heut, geht es denn heut noch um Rußland? Geht es nicht vielmehr um das Geld für die Hofbälle in Petersburg? - Verächtlich zucken seine Mundwinkel. - Schönes Handwerk für einen Soldaten, bald für Österreich, bald für Preußen zu kämpfen. Wo bleibt da bei aller Tapferkeit die Treue, die höchste Tugend des Soldaten? Und doch, einmal durfte auch er nur Soldat sein, tapferer treuer Soldat, der nur auf sich selbst gestellt handelt. Einmal war er mehr als nur ein Stein auf dem großen Schachbrett der Politik!

Das war damals bei Burkersdorf: Die Armee hatte auf seiten der Preußen gefochten, und am Morgen der Schlacht kam der Befehl: Die Armee geht geschlossen zum Österreicher über! - Der General hatte den Befehl dem König gebracht. Was wußte man denn schon in Petersburg von dem heldenmütigen Kampfe, den hier ein Großer um sein Recht führte?

Aber hier hatte nur der Soldat zum Soldaten gesprochen. Der General sah, wie der Befehl in der Hand des Königs zu zittern begann, wie sich Hoffnungslosigkeit auf seinen Zügen malte, wie er die Schlacht des Tages verloren sah und die Frucht eines schweren, tapferen Lebens vernichtet, einen Augenblick nur hatte das angedauert, dann hatte der König sich gefaßt und ruhig gesprochen: „C'est mauvais, mon cher, aber von heut ab müssen wir dann Feinde sein!“ - Da hatte sich der General getroffen: »Von morgen ab Sire, nicht von heute, der Befehl befiehlt nicht, wann ich zum Österreicher übergehen muß!« - Da war ein Leuchten über die großen blauen Augen gegangen, und stumm hatte der König dem General die Hand gedrückt. - Die Schlacht wurde gewonnen, die Russen hatten Gewehr bei Fuß gestanden!

Und heut zieht der General mit der Fahne des großen Peter wider den gleichen König, den sein Herz verehrt: Soldat seiner Zarin, und ein Soldat denkt nicht, ein Soldat gehorcht!

An der Spitze des Zuges reitet Ilja Petrowitsch, der Leutnant, mit seinen acht Mann. Müde liegt er über den Hals seines Pferdes gebückt, als das Lied der Heimat sein Ohr trifft. Er stimmt ein in die feierliche Melodie und atmet den Duft von Heu, der über der Flur liegt. Gerade als sie bei der neuen Kirche von Riemberg vorbeireiten, holt die Uhr dreimal zum Schläge aus. Ein Mädchen, mit einem Rechen auf der Schulter, schaut aus großen fragenden Augen nach dem schönen Mann, der dort in fremdartiger Uniform an ihr vorbeireitet. Sie rafft ein paar Blumen, tritt ohne Scheu an ihn heran und steckt sie ihm an die grüne Tischerkeska: »Komm wieder«, hört er ihre Stimme verklingen, als er immer noch voll Staunen auf die Gabe herabsieht, und es ist ihm, als habe ihm seine Mutter im fernen Mütterchen Rußland die Hand auf die Stirne gelegt. Er sieht den väterlichen Hof vor sich, zu beiden Seiten ziehen sich die sauberen Strohdächer der Scheunen und Ställe und ganz vorn, im ersten Ständer, steht Sonja, seine glatte braune Stute, auf der er jeden Abend die sechs Werft hinübertrabte zu Elena Sinjewska, der Blonden, Braunäugigen. Dann gingen sie zusammen durch die Sommernacht, die hell und warm war,

gerade so wie diese. Wild war sie, die Elena, aufgewachsen wie der Luchs im Walde, aber als er zum letzten Male zu ihr kam, als die Fahne ihn weit forttrieb, da war sie anders gewesen, ganz anders. Und Elena wird er an seiner Seite haben, wenn er in Petersburg einzieht, bei der Zarin werden sie zu Gaste sein, sie wird ihm selbst das Georgskreuz auf die Brust heften und Elena wird ihr mit leuchtenden Augen die Hand küssen.

Ein Ordonnanzoffizier jagt heran: Hüte dich, Ilja Petrowitsch, Oberrnigk ist von versprengten Husaren besetzt, der Feind ist sehr nahe, an allen Ecken lauert Gefahr!

Das Kofakenblut regt sich in dem Leutnant. Das Georgskreuz winkt, der Weg ist frei zu Ruhm und Ehre. Er nimmt seine acht Mann zusammen. Einen sendet er zurück, mit den andern beginnt er den Ritt ins Ungewisse. Die Tiere fallen in Trab, dann in Galopp und jagen dem Orte zu, der da seinen Kirchturm wie einen drohenden Finger in den kommenden Morgen reckt. Eine wirbelnde Staubwolke ist das letzte, was die folgenden von den Reitern sehen.

Bis in die Mitte des Dorfes sind sie geritten, aber da brach es von allen Seiten über sie herein. Was wollen acht Mann gegen eine Schwadron? Aber sie sind Kofaken, und keiner nimmt Pardon, der noch reiten und fechten kann. - Nachdenklich, fast mitleidig schaut der preußische Major auf die gefallenen Gegner. Er neidet ihnen ihren Soldatentod, den sie sterben durften, während in seiner Tasche der bittere Befehl zum Rückzug knistert. Ein mildes Lachen liegt immer noch auf den Zügen des Leutnants und in den goldenen Schnüren hängen immer noch halbverwelkt die Blumen. Ein Lächeln huscht über die Züge des alten Kriegsmannes; es ist, als träume er einen Augenblick.

Dann nimmt er Haltung an, zieht den Sponton und grüßt nach den Toten, so feierlich, als ob er den König selbst grüße. Das Horn mahnt zum Aufbruch!

Heut liegen acht Kofakengräber in Oberrnigk, Föhren breiten schirmend ihr Dach über sie, wenn aber der Ostwind in ihren Kronen sein Lied singt, dann meinen wir, das Lied von der Steppe zu hören und der Klage der wilden Elena, die in ihr verhallte.

Oper und Konzerte in Breslau

Nach der Inszenierung der beiden neuen Straußopern Ende Oktober war der ganze November für unsere Oper gleichsam eine erholende Atempause, die nur ein paar Gastspiele, darunter die schon mehrfach bekannte Walküre unserer leihweisen hochdramatischen Gertrud Bäumer aus Leipzig. Man hatte sich Zeit und Ruhe für die Neuinszenierung von Verdis »Don Carlos« gelassen, der Anfang Dezember unter der musikalisch sehr beschwingten Leitung von Kapellmeister Carl Schmidt-Belden das Rampenlicht erblickte. Die künstlerische Bedeutung dieser Verdi-Oper, die unmittelbar vor den großen Reifewerken des Alters, »Aida«, »Othello«, »Falstaff«, steht, liegt mehr auf der musikalischen Seite. Die dramatische Anlage des Stoffes fordert von selbst immer zu Vergleichen mit der dichterischen Konzeption Schillers heraus, die natürlich zu Ungunsten Verdis auslaufen müssen. Solche Vergleiche sind ein beliebtes Bildungsspiel geworden, sie sagen jedoch nichts über die Eigenercheinung des Werkes und seine Bedeutung aus. Verdi braucht für seine Opern blühendes Leben, scharf umrissene Charaktere, ein »starkes, einfaches und großes Drama«. Es geht auch nicht um ein naturgetreues kulturhistorisches Abbild der Personen und Vorgänge, die Geschichte bildet nur den düsteren Hintergrund, auf dem das Spiel der Charaktere geführt wird. Die Inszenierung von Oberspielleiter Köhler-Helffrich war vor allem in den Massenszenen bemüht, ein möglichst echtes historisches Bild auf die Bühne zu stellen, das seinen Höhepunkt in der drohenden Maffigkeit des Inquisitionsgerichtes hatte. Professor Wildermann gab den Bildern mehr die farbigen Stimmungselemente des Düsternen und Unheimlichen. Kapellmeister Carl Schmidt-Belden läßt die Partitur in all dem farbigen Glanz ihrer reichen Melodik aufglänzen. Carl Erich Ohlhaw singt den Don Carlos mit schönen fängerischen Höhepunkten, ihm gegenüber ist Hans Erich Born als Posa menschlich wärmer und unmittelbarer. Hans Kicinski hatte vor allem in der Szene mit dem Großinquisitor, der von Geerd Herm Andra eindringlich gegeben wurde, starke darstellerische Momente. Charlotte Müller war als Eboli plastischer als Elisabeth Wellhagen in der Rolle der Königin.

Die Wiederaufnahme von Mozarts »Die Hochzeit des Figaro« mußte sich leider nur eine teilweise Erneuerung gefallen lassen. Der Aufführung liegt noch der alte szenische Grundriß von Dr. Skraup und die bekannte Ausstattung von Wildermann zugrunde. Die neue Übersetzung von Anheißer ist jetzt auch mit dieser Aufführung aufgenommen worden. Vor allem interessierten hier einige Neubesetzungen. Liselott Ammermanns Sopran scheint fast schon zu schwer für die Partie der Gräfin, so musikalisch und intelligent sie sich auch mit der Rolle abfindet, innerlich blieb sie doch eigentümlich distanziert. Ein fängerisch sehr kultivierter und geschmackvoller Figaro war Erich Kunz, dessen Auffassung von der revolutionären

Figur zu harmlos ist. Herma Kaltner als Susanne, Elisabeth Weißbach als Cherubin, Charlotte Müller als Marzeline, Lotte Schimpke als Barbarina, weiter vor allem Richard Groß als Graf, Paul Schmidtmann als Basilio, G. H. Andra als Bartolo haben sich teilweise schon früher in ihren Rollen ausgezeichnet. Über allem ließ Generalmusikdirektor Philipp Wüst eine recht von Mozartschem Geiste geführte, lockere Hand walten. Trotz der musikalischen Frische und Sauberkeit der Aufführung, die viel Anerkennung fand, warten wir aber in dieser Spielzeit doch noch auf eine Mozart-Neuinszenierung.

Zwei ebenfalls bekannte Gäste waren da, Gertrud Bäumer als Walküre und Erna Sack als Gilda. Über ihre Erscheinung ist wesentlich Neues nicht zu sagen, als nur ihr erneuter künstlerischer Erfolg zu bestätigen. Einen höchst bedeutungsvollen Einblick in ihre schöpferischen Anlagen und Eigenarten gab die neue Balletmeisterin Marta Wellen mit einem eigenen Abend der Tanzgruppe »Getanzte Feste«. Die Folge der einzelnen Tanzbilder gab ein eindrucksvolles geschlossenes Bild von dem Umkreis ihrer stilistischen Ausdrucksmöglichkeiten der verschiedenen Zeitepochen, die sie nicht als historische Realität, sondern als Gestaltung ihrer geistigen Wesenheit erfaßte. Dem eigenen persönlichen Naturell entsprechend ist Marta Wellen vielleicht am stärksten in der Stille der Lyrik, wie in der feinst empfundenen Szene »Mittelalter«. Die choreographische Disposition der Bilder zeigt eine Vielfalt der sich ineinander begegnenden und verschlingenden Bewegungslinien in weichem bunten Fließen, in das auch Gegenstände sinnvoll hineinbezogen werden. Die Solokräfte der Tanzgruppe sowie diese selbst zeigten sich in äußerst reifer technischer Verfassung.

Der Blick auf die Konzerte läßt zunächst einmal eine Frage nach dem Fortbestand der Singakademie und damit auch ihrer gewohnten Konzerte laut werden. Es ist nicht allein die altehrwürdige Tradition dieses Chorvereins, sondern noch mehr das künstlerische und kulturelle Schwergewicht, das seine Darbietungen in Breslau und Schlesien unter den Zeiten Georg Dohrns befaßen und wirklich ein hochgeachtetes und kulturell entscheidendes Zentrum in unserem Musikleben war. Die Singakademie ist nun mit dem Opernchor zu einem Philharmonischen Chor zusammengeschlossen worden. Der Öffentlichkeit ist diese Tatsache nur durch die Inserate für die Proben in den Tageszeitungen bekanntgeworden. Die sachlichen Gründe mögen die gewesen sein, dem Dirigenten der Philharmonischen Orchesterkonzerte für die Aufführung eines großen oratorischen Werkes in diesem Rahmen einen Chor zur Verfügung zu stellen. Daneben soll aber auch der bisherige Dirigent der Singakademie, Professor Heinrich Boell, seine chorischen Aufführungen weiterveranstalten können. Es wäre praktisch also so, daß der Chor zwei Dirigenten in getrennter Regie besitzt und demgemäß eigentlich auch die Zahl der Aufführungen steigen müßte. Das Gegenteil ist aber der Fall, das traditionelle Bußtagskonzert der Singakademie ist ausgefallen, so daß die erste Hälfte des Konzertwinters überhaupt ohne Chorveranstaltung vorüberging, und vorläufig scheint nach dem Mangel an entsprechenden Ankündigungen und Verlautbarungen auch in dem neuen Jahre nichts vorzugehen zu laßen.



Meister für passende Oberhemden - führend durch Leistung

Auf Ihr Glück im neuen Jahr!

Skihemden - Skiblousen - Pullover
Handschuhe - Gamaschen - Wollschals

Winter-schluß-Verkauf 30. Jan. bis 11. Febr.
nur Straße der SA.12 — Haus Huthmacher — Ruf 36951

Das Ereignis in den großen Philharmonischen Konzerten war das erstmalige Erscheinen von Hans Knappertsbusch am Dirigentenpult der Schlesischen Philharmonie. Er bot einen ganzen Beethovenabend mit der Egmont-Ouvertüre, der zweiten und der achten Sinfonie. Knappertsbusch hat eine sehr hervorstechend elegante und bestimmende Art des Dirigierens, die fast geschmäckerlich Kleinigkeiten und Verborgenheiten heraushebt und vor allem rhythmisch sehr präzise ist. Er erlebte in Breslau einen großen Triumph. Philipp Wülf brachte im 5. Philharmonischen Konzert als Novität die charakteristische D-dur-Sinfonie des Finnen Jean Sibelius, die alle Merkmale feines Volkstums wirkungsvoll zur Schau trägt, sowie Brahmsens »Tragische Ouvertüre« und das riesenhafte Klavierkonzert in D-moll in der gewaltigen Darstellung von Elly Ney. Inzwischen hat Wülf auch die Kammerkonzerte eröffnet mit einem Bachabend im Remter des Rathauses, der sich doch leider immer mehr in seiner akustischen Unzulänglichkeit offenbart und auch den Eindruck dieses Konzerts benachteiligte. Carola Behr sang hier mit ihren natürlichen stimmlichen und musikalischen Anlagen Bachs Solokantate »Mein Herze schwimmt im Blute«. Die Volkssinfoniekonzerte unter Professor Hermann Behr brachten Wagner, Tschaikowski, Bruch, Schumann, D'Albort.

Beachtenswert nach Form und Inhalt war eine Chorfeierstunde »Wacht im Osten«. Erstmals trat hier der Chorkreis Breslau im Reichsverband der gemischten Chöre Deutschlands geschlossen mit einer Veranstaltung vor die Öffentlichkeit und brachte dabei zwei Werke schlesischer resp. Breslauer Komponisten zur Uraufführung, ein machtvolles Chorwerk von Ernst August Voelkel »Gemeinschaft« und eine dreiteilige Kantate »Schlesische Hymne« von Günther Bialas für Bariton solo, Chor und Orchester, die sich durch die Geschlossenheit ihres Aufbaues und die Allgemeinverständlichkeit ihrer charakteristischen Tonsprache auszeichnet. In der Landesmusikschule sprach Professor Peter Raabe vor der Studentenschaft über »Musikerziehung und Musikpflege im Dritten Reich«. Das fünfjährige Bestehen der NS.-Organisation »Kraft durch Freude« wurde mit einer Festwoche begangen, die neben verschiedentlichen anderen Veranstaltungen eine bemerkenswerte Begegnung mit der Kammermusikvereinigung der Berliner Staatsoper, die unter der Führung von Prof. Georg Kniesstädt Schuberts berühmtes Oktett und Beethovens Septett in höchster kultivierter Form zur Aufführung brachte. Weiterhin waren beachtenswert der Chopin des großen Pianisten Alfred Cortot, und der Abend des Claudio-Arrau-Trios. Der spanische Geiger Juan Manen vereinte sich mit seinem berühmten Landsmann, dem Bariton Sarobe zu einem Konzert. Der strebame junge Pianist und

Cembalist Hans Pischner fährt in seinem Unternehmen der Wiedergabe fämtlicher Klavierwerke von J. S. Bach erfolgreich fort. Die Advents- und Vorweihnachtszeit war auch für unsere Kirchenmusiker vielfältige Gelegenheit zu musikalischen Feierstunden. Die Aufführung des Weihnachtsoratoriums von Bach durch Gerhard Zeggert gehört dabei schon zu den regelmäßigen liebgeordneten musikalischen Gewohnheiten.

Dr. J o a c h i m H e r r m a n n

T H E A T E R

Breslauer Schauspielhaus

Das Breslauer Schauspielhaus setzte mit Ludwig Thoma's »Magdalena« die Reihe seiner Erstaufführungen erfolgreich fort. Es liegt etwas Düsteres, Unheimliches über diesem Volksstück, in dem die Welt des Bauern mit ihren strengen Gesetzen mit Moral und Ehre ihrer gesunden Auffassung von allen Dingen des täglichen Lebens zur Sprache kommt. Thoma als guter Kenner bäuerlicher Verhältnisse zieht in diesem Stück gegen die Spießer und Mucker vom Leder, die da glauben, die Moral für sich in Erbpacht genommen zu haben. Er reißt dem heuchlerischen Pfaffen die Maske vom Gesicht, der selbst die Todesnot der Bäuerin Mariann pharisäerhaft für seine Ziele auszunutzen versteht. Er geißelt mit aller Eindringlichkeit das Verlogene, scheinheilige Gebaren der Dorfbewohner, die, obwohl um keinen Deut besser, durch ihren Klatsch einen der Ihren zur verzweifeltsten Tat, zum Mord an der einzigen Tochter, treiben. Urvüchsig, lebensèche Gestalten treten uns in diesem Stück entgegen, wie sie in den Bergen Bayerns zu finden sind. Die heimatliche Mundart und das stimmungsvolle Milieu geben einen besonders wirkungsvollen Hintergrund für die Handlung ab. Oberspielleiter Kurt Hoffmann verstand es ausgezeichnet, dem Bauernstück Form und Deutung zu geben und jene Stimmung einzufangen, die Thoma in seinem Stück vorgeschwebt haben mag. Liselotte Erler hatte dazu ein wirkungsvolles Bühnenbild geschaffen. Die Darsteller fanden sehr dankbare Aufgaben vor. Wirklich ergreifend in ihrer aufopfernden Sorge um die einzige Tochter erlebten wir Käthe Habel-Reimers als Bäuerin Mariann, nicht minder eindrucksvoll in seinem Spiel Josef Müller als Thomas Mayr. In der Titelrolle bot Grete Kretschmer eine künstlerisch wertvolle Leistung. Gut gezeichnet war auch die Person des Kooperators, die Werner Jantfch mit gewohnter Sicherheit spielte. Hervor-

gehoben zu werden verdient auch das flotte Spiel von Otto Nißl als Bürgermeister Mooserainer und von Viktor Pilat als Aushilfsknecht.

*

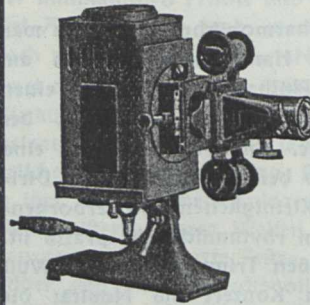
Einen recht unterhaltenden und vergnüglichen Abend erlebte man bei der Neuinszenierung von Sardous »Madame Sans-Gêne«, des spritzigen, ganz auf Publikumserfolg zugeschnittenen Lustspiels des bekannten französischen Autors. Sardou kennt seine Franzosen, kennt ihre Schwäche für weibliche Schönheit und ihre Verehrung des Ewig-Weiblichen. Sein Lustspiel kreist um die Gestalt einer Pariser Wäscherin, die einen der Helden der französischen Revolution, den Sergeanten Lefèbvre, zu ihrem Herzallerliebsten auserkoren hat, und an dessen Seite die Kriege und den Aufstieg Napoleons I. miterlebt. Während aus dem Sergeanten ein Marschall von Frankreich wird, steigt die kleine Wäscherin schließlich an der Seite ihres Gatten zu einer Herzogin von Danzig empor. Trotz aller Titel und aufgezwungenen Eleganz bleibt sie dennoch die einfache Madame Sans-Gêne, voller Natürlichkeit und gesundem Empfinden. Man freut sich über diese Frau, die das Herz auf dem rechten Fleck hat und kein Blatt vor den Mund nimmt, wenn man sie anzugreifen wagt. Daß sie dabei den Hofschranzen und Emporkömmlingen tüchtig über das Maul fährt und ihnen ihre Heuchelei gebührend vorhält, macht diese Frau um so liebenswerter. Das Stück ist äußerst flott geschrieben. Der Dichter spart nicht mit kleinen Seitenhieben auf jene Welt des Scheins am napoleonischen Hofe und gießt seinen Spott über die innere Verlogenheit der Höflinge aus.

Unter der bewährten Regie Bruno Harprechts wurde flott und lebendig gespielt. Den Haupterfolg des Abends konnte Hanna Meyer als Madame Sans-Gêne für sich buchen. Bei ihr faßen Herz und Mund auf dem rechten Fleck. Es gab herzlichen Beifall bei offener Szene, als die frischgebackene Herzogin während des Unterrichts beim Tanzmeister sich immer wieder in die Fallstricke ihrer langen Schleppe verwickelte. Ihr Spiel war einfach bezaubernd und von einem Liebreiz, dem sich das Publikum nicht entziehen konnte. Otto Nißl als Lefèbvre bot eine künstlerisch bemerkenswerte Leistung. Gut gelungen war in Spiel und Maske der Napoleon Gerhard Juft. Die Gestalt des aalglatten, mit allen Wassern gewaschenen Fouché wurde von Werner Jantsch überzeugend wiedergegeben. Eva Fiebig und Brigitte König als ränkefüchtige Schwestern des Kaisers, ebenso wie Otto Othoff als Graf Neipperg, paßten sich mit der großen Zahl der übrigen Darsteller gut der Gesamtleistung an.

Alles in allem ein wirklich unterhaltender Abend, bei dem das Publikum voll auf seine Rechnung kam.

*

Aufnahme-Apparate für Kleinbild-Photographie



Projektoren
zur Vorführung von
Bildbändern und Farben-
Photos von eigenen
A u f n a h m e n

Bildbänder
zur Belehrung und Unter-
haltung in großer Aus-
wahl. — Fachmännische
Bedienung. — Bequeme

Zahlungsbedingungen. — Ausführl. Listen auf Wunsch.

Fischer & Comp.

Das große Photo- und Kino-Haus

Breslau 1, Alte Taschenstraße 25, Fernruf 266 44

Nachdem wir erst kürzlich Ida Wüst als »Frau Bolenska« bei uns freudig begrüßen konnten, stellte sie sich nun mit ihrem Ensemble in einem zweiten Gastspiel dem Breslauer Theaterpublikum vor. Zur Aufführung gelangte Roland Schachts Lustspiel »Mama räumt auf«. Es war die mehr als lustige Geschichte eines mißglückten Seitensprunges mit den sich daraus ergebenden komischen Verwicklungen. Ida Wüst als betrogene Frau ließ wirklich nicht mit sich spaßen. Zum Gaudium des Publikums griff sie in ihrer humorvollen Art in die verfahrenere Situation ein, um schließlich am Ende doch als Siegerin über die Nebenbuhlerin und den geläuterten Ehemann dazustehen. Wie sie das machte, wie sie »aufräumte«, das machte den Inhalt dieses reizenden Lustspiels aus, deren Hauptrolle der lieben Ida direkt auf den Leib geschrieben zu sein schien. Ihr herzerfröhlicher Humor, ihr natürliches, lebendiges Spiel riß das Publikum bei offener Szene immer wieder zu Beifallsstürmen hin. Aus der Reihe der Darsteller seien Inge List, Vera Hartegg, Rudolf Effek und Wolfgang Klein besonders hervorgehoben, die großen Anteil an dem Erfolg dieses Gastspiels hatten. Herbert Lindner

Tanzschule

Frau Else Gebel

jetzt Breslau, Museumplatz 5

Anmeldung zu allen
Kursen
werktags 16 - 18 Uhr

Kunstkarten für Lehr- und Sammelzwecke

Ulrich Kallenbach

Breslau, Taschenstraße 31

SCHRIFTTUM

Wer heute im befreiten Sudetenland reist, wird immer wieder dem zum Breslauer Turn- und Sportfest herausgegebenen Sonderheft des »Ostlande« begegnen. Es vereinigt in seinem durch eine Reihe von Kartenskizzen bereicherten Inhalt Aufsätze über die deutsche Ostgrenze und die schlesischen Grenzen, über den gesamt-schlesischen Raum (Pudelsko), die ober-schlesischen Kämpfe (General von Hüllen), über »Die völkische Einheitsbewegung der Sudeten-Deutschen« von dem alten Vorkämpfer der NSDAP, und jetzigen Glasger Stadtoberhaupt Leo Schubert, über den slawischen Sokol und die deutsche Turnbewegung in Polen und in der damaligen Tischecho-Slowakei. Das Heft wollte den zahllosen auswärtigen Turnfestbesuchern einen Überblick über die Lage Schlesiens im »mittlereuropäischen Raum« vermitteln und die begeisterte Aufnahme, die es gerade bei den Sudetendeutschen gefunden hat, die einer solchen Belehrung noch am wenigsten bedürftig, zeigt, daß hier der richtige Weg gewählt wurde. Auch sonst - in seinen regelmäßigen, alle zwei Wochen erscheinenden Hefen führt das Ostland eine unmißverständliche Sprache über alle Fragen Ostmitteleuropas und der in sie verflochtenen deutschen Interessen. Das Memelegebiet, polnisch-litauische Händel, die Selbstbehauptungsversuche des ukrainischen Volkes, das neue polnische Industriegebiet Sandomir, deutsches Kulturgut in Polen, Polen und die Slowaken, Bolchemismus in der (ehemaligen) Tischecho-Slowakei, Bevölkerungsbewegung in Österreich, aber auch Angelegenheiten des reichsdeutschen Ostens bieten sich in bunter und meistens überaus aktueller Fülle dar. Den Schlesier kann daraus besonders die Nr. 15/16 interessieren mit einem ausführlichen Leitartikel über das Ostrau-Karwiner Revier, in dem die vergleichsweise sehr hohe Bedeutung des Deutchtums im gesamten Leben des im Oktober von Polen besetzten Ostseebereiches belegt wird. Ein weiterer Beitrag ist dem Olmüzer Deutchtumsgebiet gewidmet. Besonders wertvoll zeigt sich auch in diesem Heft die Ostlandchronik, die in kleinen Tatsachenberichten erschütternde Bilder vom dem schweren Schicksal der deutschen Volksgemeinschaft in Polen entrollt, daneben aber auch allgemeine Notizen (Polonistische Lehrstühle an den Hochschulen Europas, Göttingen als Baumvollhafen usw.) enthält. Wie das Ostland, greifen die in Kattowitz erscheinenden Deutschen Monatshefte in Polen weit über den engeren schlesischen Rahmen hinaus, dabei freilich im allgemeinen von volkwissenschaftlichen und weniger von tagespolitischen Fragestellungen ausgehend. Der neue, mit dem Juliheft beginnende Jahrgang bringt mit den ruhigen Darlegungen Kauders über »Das Reich, Polen und die deutsche Volksgemeinschaft« eine unmittelbare Beziehung zur politischen Lage. Sie sipfelt in folgenden, von Kauder absichtlich überfipft formulierten Sätzen: »Wenn sich das deutsch-polnische Abkommen von 1934 nicht zum Bündnis erweitert, zum Bündnis, das schmerzliche Grenzen unsichtbar macht, zum Bündnis, das auch den Volkgruppen ihre Lebensrechte gibt, zum Bündnis, in dem die Nachbarvölker den Ausgleich ihrer Interessen erreichen, wird seine Bedeutung nur zeitgebunden bleiben.« Kauder erläutert diese Darlegungen in einigen, dem Deutchtum in Polen gewidmeten Bemerkungen:

»Die deutsche Volksgemeinschaft würde ihren Beruf, Mittler und Brücke zwischen den Völkern zu sein, gern ausüben, wenn man dies nur wünschte. Selbst die Minderheitenerklärung vom November 1937 hat keinerlei Veränderung in dem Verhalten des polnischen Volkes zur deutschen Volksgemeinschaft herbeigeführt. . . . Die natürlichen Lebensregungen, wie das Streben nach organisatorischer Einheit, die die Polen im Reiche seit 15 Jahren haben, erweist große Teile der polnischen Öffentlichkeit zu erneuter Hege gegen alles Deutsche. Dabei ist man sich scheinbar darüber nicht klar, daß jeder Anspruch für die eigene Volksgemeinschaft auf schwachen Beinen steht, wenn man nicht gewillt ist, das Gleiche auch den eigenen Bürgern deutscher Volkzugehörigkeit zu gewähren. Darüber hinaus aber muß doch wohl jedem Polen klar sein, daß eine dauernde Befriedigung des Verhältnisses zum deutschen Volke nur über den Weg der Gerechtigkeit gegenüber der deutschen Volksgemeinschaft in Polen führt.«

Die feither erschienenen Hefte des Jahrgangs belegen in einer Reihe von »kult-, kunst- und wirtschaftsgeschichtlichen Aufsätzen« besserer Sachkenntnis (H. Aubin, Kage, Breyer, H. J. Seraphim, Weidhaas) den großen und manchmal ausschlaggebenden deutschen Anteil an der allgemeinen polnischen Entwicklung mit überzeugenden Tatsachen. Das August-Septemberheft ist mit zwei längeren Arbeiten ober-schlesischen Fragen gewidmet (Birke: »Die nationale Entwicklung Oberschlesiens bis 1850«, Pilger: »150 Jahre ober-schlesische Wirtschaft«). Aus der Dezembernummer verdient angesichts des heutigen großen Interesses für die Ukraine der knappe Beitrag H. J. Seraphims über die wirtschaftliche Lage der deutschen Bauernkolonien in Polnisch-Wolhynien hervorgehoben zu werden.

Dem Nachweise deutscher und insbesondere schlesischer Kultureinflüsse in den weiteren Osten wendet sich auch der Ober-schlesier zu mit einem Aufsatz im Juniheft, der Josef Elsner aus Grottkau, dem Lehrer Chopins

gewidmet ist, und einem weiteren aus der tüchtigen Feder Klemens Lorenz über »Die Koppernick und ihre Neisser Heimat«. Im umfichtiger und alle Überlieferungen und Deutungen (auch die polnischen) verfolgender Weise werden hier die Fäden von dem großen Sohn des Thorer deutschen Patriziats über Krakau in das Neißer Land zurückverfolgt. Im September schließen sich Betrachtungen über die deutsche Kunst in der Zips und aus dem damals noch unter Fremdherrschaft stehenden Hultschiner Ländchen an, dessen Befreiung zusammen mit den übrigen sudetenschlesischen Gebieten im Oktober vom Herausgeber der Zeitschrift mit warmer Freude gefeiert wird. Daneben bieten die besprochenen Hefte vielfältige Berichte von der Hochwasserkatastrophe, vor allem in Neisse, und von einer Reihe von Tagungen und Gegenständen, die besonders den Heimatforscher anziehen (Hinweise von Schlenger und Stumpe zur Anlage einer Orts-Chronik, Wünnige zum 50. Geburtstag des verdienten Schriftstellers und Forchlers Hugo Gnielczyk in Leobschütz, Zusammenstellung des Annaberg-Schrifttums von Walter Krause - auf dessen überaus nützliche laufende Berichterstattung über das polnische Schlesien gewidmete Schrifttum auch bei dieser Gelegenheit hingewiesen sei).

Stillen Anliegen der Heimatkunde ist wie immer auch die »Schlesische Heimat« mit ihrem 3. Jahreshaft zugewandt. Archiologie und Flurnamenforschung, Fragen der Vorgeschichte, des Finölingsschutzes und der Floristik, kunstgeschichtliche Abhandlungen, unter ihnen ein längerer Aufsatz über den Barockbaumeister Blasius Peintner (von G. Meinert), dem wir u. a. das Waisenhaus auf der Dominsel und das Barmherzige Brüderkloster in Breslau verdanken, füllen das Heft. Ein schön bebildeter Beitrag gilt den beiden 1938 in Schlesien geweihten Ehrenmalen, dem deutschen Frei-korpsheldenmal auf dem Annaberg und dem schlesischen Ehrenmal in Waldenburg.

Im engeren Umkreis dienen auch die »Glasger Heimatblätter« der Heimatforschung. Sie pflegen alte Verbindungen zu dem früher zeitweise mit der Grafschaft verbunden gewesenem Braunauer Ländchen, was auch in dem Inhalt der letzten Hefte zum Ausdruck kommt. Besonders wichtig erscheint uns aus ihnen der Aufsatz Franz J. Beranek's über »Verschollene Glasger Dörfer in Ostböhmen« (Heft 2, 1938, S. 37-41) und zwar in der Umgebung der tschechischen Stadt Pardubitz. Die zweimalige Vernichtung des dort siedelnden Deutchtums durch die Hufiten und während der Neuzeit bietet ein sehr lehrreiches Seitenstück zu einer weitaus umfassenderen Übersicht, die der in Prag wirkende Forscher Herbert Weinelt im 3. Heft 1938 der in Stuttgart erscheinenden »Ausland und deutsche Volksoforschung« (S. 321/343) veröffentlicht hat. (Volkstumserhebungen in Mähren und Sudetenschlesien.) Auch in Weinelt's eigener Zeitschrift, der »Deutsch-mährisch-schlesischen Heimat« wird auf diese Fragen ausführlich eingegangen, über die sich auch der Reichs-schlesier nach den an der Südgrenze eingetretenen Veränderungen eingehend unterrichten sollte.

Im benachbarten und jetzt auch reichsdeutsch gewordenen Hohenstadt erscheint die Monatszeitschrift »Das neue Dorf«, die auf allen Seiten die behutame Hand ihres Leiters, des Braunauer Bauerndichters Hugo Scholz verrät. Sie ist - 1938 im 16. Jahrgang erscheinend - mit schönen Holzschnitten und Lichtbildern und zahlreichen Gedichten und Sprüchen geschmückt. Mit ihren Textbeiträgen will sie dem Bauern eine gediegene Unterhaltung darbieten, ihn zum Durchdenken und zum Schutz des in seinen Händen befindlichen Volksgutes anregen, ihn mit dem allgemeinen Zeitgeschehen verbinden und ihm viele praktische Ratsschläge darreichen. Die schönen Blätter werden sich jetzt auch im Altreich manche Freunde erwerben.

Ernst Birke

»Der Eiserne Morgen«, von Martin Lufurke (L. Voggenreiter-Verlag, Potsdam).

Es gibt Bücher, zu denen schreibt man, wenn man sie liest, nebenher neue dazu - aus lauter Einfällen, kritischen Gedanken und Bemerkungen -, die kommen. Dann gibt es aber welche - und die sind selten -, die nimmt man, liest sie und wird nicht mehr losgelassen bis zum Schluß. Zu diesen gehören die Bücher Martin Lufurkes und besonders sein neuestes, der erste Band seiner »Wikinger«, »Der Eiserne Morgen«. Es ist wiederum voll unheimlicher Spannung, gerade, als wäre das Leben dieser Nordmänner in seinen entscheidendsten und aufregendsten Augenblicken in sie eingegangen, um so über alle Zeit in Ewigkeit fortzubauern. Man steht einfach sprachlos, fast erschlagen vor der ungeheuren Wirklichkeit dieser Dichtung. Ja, es ist geradezu, als wäre man selber bei allem mit dabei, so lebendig ist alles geschrieben. Das Geheimnis seiner Art zu dichten, - die wirklich der Art der Vorväter bis ins Letzte entspricht -, die in der Tat zu wahrer »Dichtung« und nicht zu Literatur führt, beginnt so überzeugend zu werden, daß der Volkedichter der Zukunft einmal nur auf diesem Wege wird schaffen können. Der Kern dieser Wikingerlage wurde ganz am Anfang in norddeutschen Landjahrgängen mündlich erzählt. Der Kern dieser Geschichten und Gesichte allerdings reicht bis in die Jugend des Dichters zurück, auf jeden Tag, da sein Vater ihm ein Buch germanischer Helden-sagen schenkte, in dem auch vom großen Rolf Krahe berichtet war, dessen Namen nun auch sein Schiff trägt. Ein Leben lang haben die Inhalte und Stoffe in diesem Mann gelebt und sich vor allem im Laufe der letzten

Roschdeutscher & Reisig

Breslau 5, Tauentzienplatz 3

Silberwarenfabrik

Einzelverkauf

Jahrzehnte mehr und mehr verdichtet. Verdichtet, befähigt, von Jahr zu Jahr stärker an Leben gewonnen, und zwar in einem Leben, das in jedem Frühjahr selber auf Wikingsfahrt geht, bis tief in den Herbst hinein. Die alten Wege der Wikinger von Halthabu bis Samfö und Halike Lond bis zur Jammerlandbucht ist er auf feiner Tjalk »Krake« entlanggefegelt und hat so Wasser, Ufer und Watt in echter, alter Wikingerfchau erfahren. Aus diesem ständigen Erlebnis von See und Seefahrt rufen diese Sagen, die dann auch wirklich vor der Gemeinschaft »gefagt«, mündlich erzählt wurden, bis sie dicht genug waren, um aufgezeichnet zu werden. Der Wunschtraum eines ganzen Lebens und eines ganzen Volkes, die Sage der Frühzeit zu erhalten, die dicht genug ist, von selbst wieder ins Volk zurückzukehren, aus dem sie kam, hat im »Eisernen Morgen« angefangen sich zu erfüllen. Alles das, was wir nur leise zu hoffen wagten, weil es uns in den Stunden der Schulung der jungen Front fast unmöglich schien, das, was wir vortragen anders als in Gedanken auszusprechen, - nun ist es auf einmal in nie geahnten Bildern gültig und unauslöschbar herausbefchworen. Held Hunigar, der junge fädische Edeling aus der Wising, geht seinen Weg aus der Unfreiheit des Geißel- und Drullen= dafains bis zur strahlenden Höhe der Freiheit des aufbrechenden Wikinger= führers. Ebenso klar steigt die Bahn des Lebens seines Gegenspielers, des harten Anstiger, auf, der aus der gleichen Sippe mit dem Speerzeichen auf dem Arm, von seiner Mutter im fernen Flandern zum Mönch bestimmt, nun als Jünger und Apostel des Christenglaubens hinauf in den Norden kommt. Da fangen die Fronten an aus der Erde zu steigen, die in den letzten tausend Jahren nicht voneinander gewichen sind. Vergangenheit wurde hier als Aufbruch, als »eiserner Morgen« zu einer Bewegung gefaltet, auf deren Mittagshöhe wir Heutigen vielleicht stehen: Auseinanderfetzung nordischer mit fremder Art. Doch nicht auf Grund historischer Bildung erfährt hier die germanische Welt der Wikinger aufs neue, sondern aus grenzenloser, loderner Begeisterung für das gleiche, das man in sich selber spürt. Und in seinem Nachwort bekennt der Dichter: »Sage aber wurde wohl in allen Zeitaltern tiefer Lebens= bejahung aus der Begeisterung für die - Gegenwart heraus geschrieben und möchte die Herzen stärken als Bild eines Anlaufs von großer Art. Die »nordische« Entscheidung für den Tatwillen und gegen alle Sucht nach Flucht ins Jenfeitige ist daher der Grundzug im »Eisernen Morgen«. - Nichts hat einmal gefagt: »Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was einer mit seinem Blute schreibt. Schreibe mit Blut: und Du wirst erfahren, daß Blut Geist ist!« Bei Martin Luterke kann man es erfahren.

»Schwarze Weide«, von Horst Lange (H. Goverts=Verlag, Hamburg). In dem umfangreichen, viel- und weitfichtigen Roman »Schwarze Weide« verluft Horst Lange, der als Lyriker schon einen Namen hat, nun die Welt und die kleinen und großen Schidale eines abgelegenen ostdeutschen Dorfes und seiner Menschen im Bild einzufangen. In einer eigenwilligen, sinnlichen Sprache spürt er allem, was da krecht und flucht, nach. Sein Auge muß lange, unerbittlich und mit felterer Schärfe gefchaut haben, - bis das Wesentliche einging und sich zum wirklichen Bilde verdichtete. Selbst die feinste Einzelheit kann seiner Beobachtung nicht entgehen. Mit der Genauigkeit eines Schnappschusses zeichnen sich die äußeren Vorgänge ab: »... der Boden war überfät mit Fallobst, das ich auflesen mußte. Ich fuhr die leeren Körbe auf der Schiebkarre aus dem Gutshof herüber, das Rad quietfich unablässig die selbe kleine Folge hoher, müriger Töne hervor, und ich lenkte so, daß es manchmal die wurmfichtigen Apfel traf, deren fattsiges Fleisch sich knirschend zerquetichen ließ«. Dieses Eingehen auf die kleinsten Dinge des Lebens läßt den Leser den Roman wie das Tagebuch eines Mannes nacherleben, der sich über alles genauestens Rechnung ablegt. Der Dichter erzählt das Buch ja auch als Bericht seiner eigenen Vergangenheit. Und es bleibt daher bei aller Buntheit der vielfältigsten Gefchneiffe in dieser Sphäre. Auch, wenn die »Schwarze Weide« die spannende Geschichte eines Mordes und seiner Sühne und der langlamen, stufenweis fortschreitenden Verwirklichung einer Liebe ist; auch, wenn sie mit nicht zu übertreffender Sachkenntnis vom dörflichen, bürgerlichen und adligen Leben und seinen unheimlichen Verstrickungen in der Wirrnis und Verlorenheit der Nachkriegsjahre zu berichten weiß, und sich so als ertaunlich aufschlußreiche Chronik dieser schwarzen Zeit enthüllt, - bleibt sie doch durchaus vielmehr ein Buch für den einzelnen im stillen Kämmerlein als für die Gemeinschaft, die es - etwa zuhörend - genießen könnte. Der fast goethische Verluft, der Einfügung einer zeitlich weit zurückliegenden Handlung, der Episode von der unglücklichen Liebe der jungen Christiane, in den Bau des Gesamtwerkes, vermag nicht zu überzeugen und kommt auch kaum über das Fremdkörperhafte seines Dafains hinaus. Die sich mehrenden Be= teuerungen von Sünde, Schuld und Sühne wirken neben der graufamen Wirklichkeit der unbekanntten Mächte, die auf die Menschen des Buchs hereinbrechen, befremdend, und lassen sich auch durch eine Erläuterung wie Zusammenprall »mythischen Heidentums und christlichen Aberglaubens« wenig glaubhafter gestalten. Daß dem Dichter bei aller sonstigen gerade= zu fachmännischen Beschlagenheit doch eine lustige Gelächte paßiert ist, sei nur am Rande bemerkt. Da heißt es auf Seite 419: »Sie sah ... vor ihm auf der Kruppe des Pferdes.« Wo mag er da nur gefessen haben,

da beim Pferde hinter der Kruppe nur noch der - Schweif zum Sitzen übrigbleibt! Mag fluge dieses Pferd merkwürdig gebaut gewesen sein, das Buch ist es - trotz der erwähnten Einschränkungen - in keiner Weise. Als wichtiges Dokument der eigenartigen Bedrohtheit des Lebens in einem ostdeutschen Dorf der Nachkriegszeit wird die »Schwarze Weide« ihren Platz behaupten und jedem, der selbst diese Jahre bewußt erlebte, viel von dem ins Gedächtnis zurückerufen können, was die Schlussformel des Buches umschreibt: »Alles, was da krecht, wird mit der Geißel zur Weide getrieben.« Kurt Speth.

»Deutsche Dichtung der Gegenwart« von Christian Jenffen. (B. G. Teubner=Verlag, Leipzig/Berlin.)

Über die deutsche Dichtung der Gegenwart zu schreiben, wird immer, wegen des geringen Abstandes, den wir Zeitgenossen selber von dem wichtigen Gegenstande haben, ein fragwürdiges und gefährliches Unternehmen bleiben. Doppelt erfreut ist man daher, wenn es mit soviel Verantwortungsgefühl und aus so reichen und lebendiger Anschauung geschieht wie bei Christian Jenffen. Von dem schwarzen, wenig erfreulichen Grunde der Literatur der Verfallzeit hebt sich jung und verheißungsvoll die Dichtung der neuen Zeit ab. Die Wegereiter des Neuen gehen voraus; die Jungen folgen in buntem Kranz, landschaftlich und stammlich geordnet, so, wie wir es seit Josef Nadler gewöhnt sind. Daß natürlich auf 140 Seiten nicht mehr als ein kurzer Aufriß der entscheidenden Erscheinungen gegeben werden kann, und manch einer mit einem Satz zufrieden sein muß, oder überhaupt nicht genannt wird, versteht sich. Vielleicht ist gerade diese weife Beschränkung auf das Wesentliche besonders anerkennenswert und in diesem Sinne besonders brauchbar für das Ziel, das der Verfasser für sein Buch vor Augen sieht: ein guter Wegweiser und Führer in der Hand der Jugend zu sein. Aber trotzdem sei doch darauf hingewiesen, daß die Schreiber von Literaturgeschichten über eine - landschaftlich und stammlich geordnete - Sammlung und Behandlung der Dichter hinaus einmal die Wertung in einem Bereich betreiben sollten, der eigentlich bisher ganz unbeachtet geblieben ist. Und zwar müßte - heute mehr denn je - daran gegangen werden, nach dem Ursprünge= lichen und Letzten zu fuchen, was in allen deutschen Dichtern als ewiger Quell zu neuem Aufbruch und ewige Aufgabe beschloffen liegt: das wesenhaft Germanische. So, wie es sich als tiefer Unterstrom unsichtbar, oder auch stofflich sichtbar in den Werken der Dichter kundtut. Oder anders ausgedrückt: es müßte sich darum handeln, nach den germanischen Zügen im Antlit der deutschen Seele zu fuchen. Daß damit eine Revolution der deutschen Dichtungsgeschichte verbunden wäre, wollen wir nicht verhehlen. Und vielleicht auch eine der Dichtung selber. Könnte es in der Tat etwas Gewaltigeres geben als eine deutsche Dichtung, die sich voll und ganz auf das Ureigenste befinnt? Kann es etwas Größeres geben, als deutsche Dichter, die das Germanentum nicht als historisch gewordene Vergangenheit, sondern als lebendige, blutvollste Gegenwart in sich selber fühlen und heraufbeschwören? - In laute Stürme jubelnder Begeisterung würde die deutsche Jugend ausbrechen! Kurt Speth.

»Ein Land entsteigt der Dämmerung« von Cosmus Flam. Erschienen in der Ostdeutschen Verlagsanstalt, Breslau.

Das neue Buch von Cosmus Flam erzählt von der Tat der Deutschen im 13. Jahrhundert, von der Wiedereindeutung Schlesiens. Während das Deutsche Reich im Westen und Süden seine beste völkische Kraft verströmt, erobern in stillen zähen Ringen deutsche Bauern aus allen Teilen des Reiches dem Deutchtum ein neues Reich. Der Mangolensturm vermag zwar dieses neue Gebäude in seinen Grundfesten erzittern lassen, aber die Zähigkeit und Kraft des Deutchtums retten Schlesien und damit das Abendland vor dem Einbruch Afens. Schlesien ist zum Bollwerk des Abendlandes gemorden. Es ist deutsch seit diesem Tage und wird deutsch bleiben in alle Ewigkeit. Durch seine lebendige Sprache und die gemaltige Handlung wird das Buch der Größe des Stoffes gerecht, und es gibt ein plastisches Bild der Menschen, die damals unsere Heimat dem Deutchtum eroberten.

Schlesische Monatshefte

Mittellungsblatt der Deutschen Arbeitsfront, NS.=G. »Kraft durch Freude« Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl = Heinz K r e u s e l, Breslau Verlag: Gauerlag=NS=Schlesien, G. m. b. H., Breslau 5, Am Sonnenplatz Druck: NS=Druckerei, Breslau 2, Flurstr. 4. Klischees: Conrad Schönhals, Breslau Manuskripte und Befprechungsexemplare sind nur zu fenden an die Schrift= leitung Breslau 1, Klosterstraße 8. Für unvorlangt eingefandte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung. Die Rückendung kann nur erfolgen, wenn ausreichendes Porto beiligt. Bezugspreis: Vierteljährlich 2,25 RM. Einzelheft 0,75 RM. zuzüglich 6 Rpf. Bestellgeld monatlich. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder direkt beim Verlag der Monatshefte, Breslau 5, Am Sonnenplatz (Postcheckkonto Breslau 748 22, Fernsprecher Nr. 525 51 und 525 55). Anzeigenpreis (nur Seitenteile): 1/4 Seite 100,- RM. Preisliste 6. D.=A. IV. Vierteljahr 1938: 3033. Verantwortlicher Anzeigen= leiter: Walter Gehrke, Breslau.